



Im eigenen Tempo

Eine Schule in Greifswald meistert Inklusion

Digital ist besser?

Eine Debatte zur Zukunft des Lernens

Die Maschine diskriminiert

Über den Umgang mit künstlicher Intelligenz

Lernen



Robert Bosch
Stiftung

Liebe Leserin, lieber Leser,

neurobiologisch sind die Vorgänge im Gehirn, die beim Lernen ablaufen, recht gut erforscht. Menschen verbinden Sinnesindrücke miteinander und mit gespeicherten Erfahrungen. Dabei entstehen neuronale Verknüpfungen und die bereits vorhandenen werden stärker. Wer lernt, baut die Datenwege in seinem Gehirn aus, vom Trampelpfad zur Straße oder Autobahn. Diese Erkenntnis der Biologie bestätigt die Erfahrungen von Pädagogen: Eine Information kurz googeln bringt noch keinen Lerneffekt. Dafür muss man sich eine Erkenntnis selbst erarbeiten und das Erlernte immer wieder anwenden.

Als Stiftung wollen wir mit vielen unserer Programme solche wirksamen Lernerfahrungen ermöglichen. Einige dieser Programme stellen wir Ihnen in diesem Heft vor und nehmen Sie mit: nach Kalifornien ins Thomas Mann House, das gerade zu einem Ort des Austauschs zu gesellschaftlichen Fragen unserer Zeit wird. Oder nach Asien, wo Uni-Absolventen aus dem deutschsprachigen Raum Unterricht geben – und dabei mindestens so viel lernen wie ihre Schüler.

Einen besonderen Schwerpunkt unserer Arbeit bildet die Qualitätsentwicklung von Schule, denn eine gute Schule trägt entscheidend dazu bei, dass ein Kind sein Potenzial und seine Persönlichkeit entfalten kann. Der von unserer Stiftung ins Leben gerufene *Deutsche Schulpreis* zeigt, dass es viele Schulen gibt, die dieser Aufgabe in exzellenter Weise gerecht werden. Für den Transfer ihrer guten Konzepte an andere Schulen gibt es inzwischen ein breites Angebot. So wollen wir dazu beitragen, den Lernprozess im System Schule zu befördern – und dabei nachhaltige Spuren hinterlassen.

Viel Freude beim Lesen!





06
Fakten: So lernen Babys, Schulkinder, Erwachsene – und Maschinen

08
Anfangen: Jonas Budkiewitz erzählt von seinem herausfordernden Anfang als Deutschlehrer in Südkorea

10
Momentaufnahme: Voneinander lernen in einer berufsübergreifenden Ausbildungseinheit für Pfleger und Ärzte



12
Lernen für alle: In der Martinschule in Greifswald lernt jedes Kind in seiner eigenen Geschwindigkeit. Wie ist das zu schaffen?

19
Gute Schule: Ein Gespräch mit dem Bildungsforscher Anand Pant über unser Bildungssystem, die Lehrerausbildung und die Schule von morgen



22
Infografik: Wie der Deutsche Schulpreis zur Entwicklung aller Schulen beitragen kann

24
Debatte: Wie kann die Digitalisierung in den Schulen zur Erfolgsgeschichte werden?

28
Literatur lernen: Wir begleiten einen Kinderbuchautor und eine Deutschlehrerin, die Schüler für literarisches Schreiben begeistern wollen



32

Menschenrecht

Lernen: Wie mehr Bildung die weltweite Armut massiv verringern könnte

34

Lernende Maschinen:

Interview mit KI-Expertin Kate Crawford zu den Schattenseiten der künstlichen Intelligenz

38

Kurz notiert: Neuigkeiten aus Projekten und Fördergebieten der Robert Bosch Stiftung



40

Hinter den Kulissen:

Was Jutta Allmendinger, eine der ersten Fellows im Thomas Mann House in Los Angeles, beschäftigt

42

Kolumne:

10 Fragen an unsere Leserinnen und Leser von Claudia Hach



Der Deutsche Schulpreis zeichnet gute Schulen aus und macht so die Konzepte und Ideen dieser Schulen sichtbar. Auf den folgenden Seiten finden Sie die Akteure dazu:

Reportage aus einer Preisträgerschule S. 12
Interview mit Anand Pant S. 19
Infografik zum Deutschen Schulpreis S. 22

So lernen wir

Acht Facetten des Lernens – in Deutschland und weltweit.



Menschen lernen aus Fehlern – auch aus solchen, die sie nur über Erzählungen oder Filme nachvollzogen haben.

Künstliche neuronale Netzwerke können bereits 70 % der Aufgaben des menschlichen Gehirns ebenso gut erledigen – oder besser.

(zum Beispiel Objekte, Bilder und Handlungen erkennen, Sprache erkennen und verstärkendes Lernen)

Bei

53 %

der Studienanfänger hat mindestens ein Elternteil selbst einen Hochschulabschluss.

753 Millionen

Erwachsene weltweit können weder lesen, schreiben noch rechnen.

Mit dem mBook Geschichte ist 2018 erstmals ein Schulbuch des Jahres prämiert worden, das nicht gedruckt ist.

Der bedeutendste Faktor für die Hirnentwicklung eines Kindes sind Dialoge.



In

82 %

der nationalen Verfassungen ist das Recht auf Bildung festgeschrieben. In 55 % der Länder kann dieses Recht auch eingeklagt werden.

70%

**des menschlichen Lernens findet
außerhalb von Bildungsinstitutionen statt.**



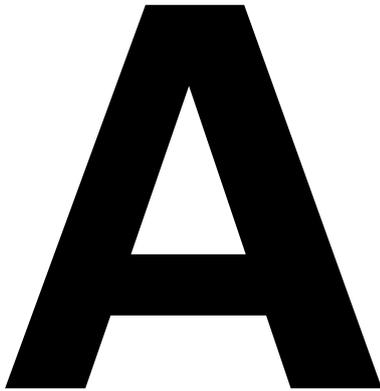


Jonas Budkewitz

ist auf der Insel Usedom aufgewachsen, später ging er zum Lehramtsstudium nach Münster. Seit September 2017 ist er mit dem *Lektorenprogramm* in Busan in Südkorea – der 28-Jährige hat seinen Aufenthalt verlängert und bleibt noch ein weiteres Jahr dort.

Bitte Fragen stellen

Jonas Budkiewitz arbeitet als Deutschlehrer im südkoreanischen Busan. Dieser Job stellte seine Lehrideale aus Deutschland erst mal auf eine harte Probe.



an der Universität in Busan bin ich der erste Bosch-Lektor für Deutschunterricht, und der Anfang fühlte sich an wie ein Sprung ins kalte Wasser. Nicht nur für mich, sicher auch für meine Studenten. Da gibt es ein Beispiel aus einer Gruppenarbeitsstunde. Die Studenten sollten zuerst zu zweit arbeiten, das ging gut. Als ich dann mit allen zusammen die Ergebnisse besprechen wollte, regte sich niemand. In meiner deutschen Art habe ich direkt nachgefragt: Wo ist das Problem, braucht ihr noch Hilfe? Ich hakte mehrmals nach, aber über Minuten kam nur Schweigen, alle Blicke gingen zum Boden. Man merkt hier große Kulturunterschiede. Die Studenten würden mir gegenüber nicht sagen, wenn sie etwas nicht verstanden haben, und sie würden mir schon gar nicht widersprechen. Es ist für sie ein Umbruch, dass da vorne jemand steht, der will, dass sie Fragen stellen. Da stand ich mit meinem dialogischen Lehransatz aus Deutschland und kam erst mal nicht weiter.

Auch meine allerersten Projekte außerhalb der Deutschkurse sind eher ins Leere gelaufen. Einmal wollte ich eine Studentenzeitung gründen, ein anderes Mal einen Workshop zum Zusammentreffen unterschiedlicher Kulturen machen. Korea ist eine sehr homogene Gesellschaft, sie hat nicht viel Erfahrung mit Andersartigkeit. Auf dem Campus bleiben die einzelnen Gruppen unter sich, die Studenten aus Korea, aus China – das wollte ich thematisieren. Doch es meldete sich kaum jemand an, das war natürlich erst mal enttäuschend. Ich frage mich seither, wie ich Interesse für Projekte wecken kann, bei denen nicht berufliche Qualifikation im Vordergrund steht, sondern persönliche Erfahrung. Ich habe noch nicht das Gefühl, alles durchblickt zu haben – das macht es hier so spannend. Jetzt gründe ich gerade mit mehreren Professorinnen ein Zentrum für deutsch-koreanische Kulturarbeit, vor Kurzem gab es schon einen Austausch von Künstlern zwischen Hamburg und Busan.

Ich mag andere Kulturen einfach – vielleicht habe ich das von meinem Vater, er ist während der DDR-

Zeit zur See gefahren. Zum Schüleraustausch war ich in Paris, Rumänien und Israel, später im Auslandssemester in Island und Krakau. Hier in Südkorea war der Neustart am schwierigsten. Ich war nicht automatisch eingebettet in ein Netzwerk von Austauschstudenten, ich musste mir selbst eins aufbauen. Ich habe angefangen, in Kletterstudios zu gehen, die hier oft in die höheren Stockwerke von Bürogebäuden hineingezimmert sind. Ich habe Lokale gefunden, wo ich vegetarisch essen kann, ohne lange erklären zu müssen, warum. Mit meinen Studenten spiele ich auch Fußball.

Ich hoffe, dass ich in meinen Studenten Neugier wecken kann, dann hat meine Zeit hier etwas bewirkt. Es gibt an der Uni Projekte, für die Studenten nach Deutschland reisen. Ich habe ihnen bei der Vorbereitung und mit Kontakten weitergeholfen. Sie waren dann in Hamburg und haben bei meinen Eltern und ihren Nachbarn gewohnt. Diese Kulturkontakte, auch dass meine Eltern die Leute aus meinem Umfeld in Korea kennengelernt haben, finde ich schön.

25 Jahre Lektorenprogramm

Mit dem *Lektorenprogramm* fördert die Robert Bosch Stiftung Uni-Absolventen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz sowie Hochschulmitarbeiter aus China, Indonesien, Südkorea, Thailand und Vietnam, die in Asien Deutsch als Fremdsprache unterrichten und Bildungsprojekte umsetzen. Das *Lektorenprogramm* wird in Kooperation mit MitOst e.V. durchgeführt. MitOst wurde 1996 von ehemaligen Lektoren als Plattform für die weitere Vernetzung gegründet und ist heute Träger für zahlreiche Projekte und das Engagement von Mitgliedern und Alumni aus über 40 Ländern. Das *Lektorenprogramm* feiert 2018/19 sein 25-jähriges Jubiläum.



Seite an Seite

Sebastian Friedrich lernte während seines Medizinstudiums gemeinsam mit Pflegeauszubildenden.

Es war einer meiner ersten Tage als Medizinstudent im Praktischen Jahr auf der Kinderstation „Schatzinsel“ im Freiburger St. Josefskrankenhaus. Der Urinbeutel wollte einfach nicht halten. Immer wieder lösten sich die Klebestreifen, sobald das zweijährige Mädchen durch das Krankenzimmer lief. So habe ich am eigenen Leib erfahren, wie aufwendig und zeitintensiv das Einsammeln einer Urinprobe sein kann. Geholfen hat mir dabei Carmen, eine Pflegeschülerin. Carmen und ich waren Teil der IPAPÄD, der „Interprofessionellen Ausbildungsstation in der Pädiatrie“. An diesem Projekt des Zentrums für Kinder- und Jugendmedizin am Universitätsklinikum Freiburg können Medizinstudierende und Pflegeschülerinnen und -schüler zwei Wochen lang teilnehmen. Carmen und ich hatten dabei die gemeinsame Verantwortung über vier kleine Patientinnen und Patienten.

Jeden Morgen schnappten wir uns die Akten, studierten gemeinsam die Laborwerte. Dann sind wir

zusammen auf Visite gegangen, aber nicht als Pflegeschülerin und Medizinstudent, sondern als Team. Gemeinsam haben wir die Kinder und deren Eltern nach Problemen und Bedürf-

„Warum ordnet der Mediziner etwas an, wieso geht die Pflege so vor?“

nissen gefragt. Die Untersuchungen und Behandlungen haben wir ebenfalls zusammen durchgeführt. Dabei habe ich unheimlich viel gelernt, vor allem über die alltäglichen praktischen Abläufe auf einer Krankenstation. Darüber wissen die Pflegekräfte viel mehr als wir Medizinstudierenden – trotz jahrelangen Studiums. Weil ich mir auf der IPAPÄD viele Tätigkeiten der Pflegekräfte anschauen und selber ausprobieren konnte, weiß ich heute, welche Konsequenzen meine Anordnungen haben. Ärzte delegieren

viele Aufgaben an die Pflege, zum Beispiel das Inhalieren oder die Kontrolle von Verbänden. Dabei ist es wichtig, mehr über die Hintergründe zu wissen. Warum ordnet der Mediziner etwas an, wieso geht die Pflege so vor? Im Programm war jeden Tag eine halbe Stunde zur Reflexion reserviert. Für mich eine ganz wichtige Erfahrung. Da kamen alle Teilnehmer und Betreuer zusammen. Gemeinsam haben wir geschaut, was in den vergangenen 24 Stunden gut lief und was nicht. IPAPÄD war für mich wie ein vorgezogener Berufsstart – mit Netz und doppeltem Boden. Ich konnte Verantwortung übernehmen, durfte in einem geschützten Raum arbeiten, etwas ausprobieren – und auch Fehler machen, ohne dass ein Patient zu Schaden gekommen wäre. Denn natürlich wurden wir die ganze Zeit von unseren pflegerischen und ärztlichen Betreuern genau beobachtet. Und konnten sie jederzeit um Rat und Hilfe bitten. Seit Anfang August arbeite ich nun im St. Josefskrankenhaus auf einer anderen Kinderstation als Assistenzarzt. Dank IPAPÄD habe ich mich hier gleich als Mitglied eines Teams und nicht als Einzelkämpfer verstanden. Ich versuche weiterhin, Rückmeldungen an die Pflege zu geben und einzuholen. Was macht ihr gerade, was braucht ihr vielleicht an Zeit und Unterstützung? Kann mir vielleicht einer mal dieses und jenes erklären? Ich habe das Gefühl, das kommt nicht nur bei den Kollegen super an. Wenn Ärzte und Pfleger gut zusammenarbeiten, ist das auch gut für die kleinen Patienten und deren Eltern.

Operation Team

Die „Interprofessionelle Ausbildungsstation in der Pädiatrie“ (IPAPÄD) an der Universitätsklinik Freiburg ist eines von derzeit 24 Projekten des Förderprogramms *Operation Team – Interprofessionelles Lernen in den Gesundheitsberufen*. Die Robert Bosch Stiftung unterstützt damit die Entwicklung und Umsetzung von interprofessionellen Lerneinheiten für verschiedene Gesundheitsberufe. Bereits in ihrer Ausbildung werden hier zukünftige Fachkräfte an die Kooperation in berufsübergreifenden Teams herangeführt und können miteinander, von- und übereinander lernen, um gemeinsam die Patientenversorgung zu verbessern.



Jeder in seinem Tempo

TEXT
Eva Wolfangel

FOTOS
Ériver Hijano

An der Martinschule in Greifswald lernen alle gemeinsam: Hochbegabte und Kinder mit geistiger Behinderung. Dazwischen gibt es viele Facetten. Wie kann das funktionieren, lernen für alle?



P

iet würde so gerne seinen Ring am Finger behalten. Er hat ihn an seinen kleinen Finger gesteckt und schaut ihn verträumt an. Aber er weiß: Die Gruppenkonferenz hat beschlossen, dass er ihn in die Tasche stecken soll. Er hat ihn vor zwei Wochen bei einem Schulausflug gefunden und wollte ihn am liebsten behalten. Die anderen Sechstklässler haben ihm erklärt, dass er erst herausfinden muss, ob ihn nicht jemand sucht. Sie haben gemeinsam Plakate gemalt, in der Schule und am Fundort aufgehängt, und Piet musste zwei Wochen warten, bevor er heute seinen Ring endlich im Sekretariat abholen konnte. „Piet, was hatten wir ausgemacht?“, fragt seine Lehrerin Ines Morszeck im Morgenkreis, zehn Sechstklässler, die gemeinsam lernen. „Brauchst du Hilfe?“ Sie weiß, wie schwer es dem geistig behinderten Jungen fällt, den glänzenden Ring loszulassen. Doch schließlich steckt Piet ihn ein.

Dann planen die Kinder an der Greifswalder Martinschule ihren Tag. „Was machst du heute?“, fragen sie sich gegenseitig. Drei Lernzeiten gibt es für diesen Tag – drei Mal je eine Schulstunde arbeitet jeder an seinen Zielen, unterstützt von Lehrern und einem Mitglied des pädagogischen Fachpersonals: Erzieher, Heilerzieher, Integrationshelfer. „Ich mache Deutsch“, sagt Piet, „ich mache Geometrie und Division“, sagt Lilly,



Kreativ

Die Schüler lernen Mathematik in kleinen Gruppen, Perlenketten und Würfel helfen dabei.

Aufmerksam

(Bild rechte Seite) Demokratiestunden und Rückzugsmomente wie diese Runde sind fester Bestandteil des Konzepts.

„ich mache Deutsch, Lesezeit und Geometrie“, sagt Paul. Ein Kind protokolliert. Am Nachbartisch bereitet derweil ein Mädchen einen Vortrag über ihr Lieblingsbuch vor.

Es ist ein besonderer Weg, den diese Schule gegangen ist, die vor 25 Jahren als Förderschule gestartet ist und sich geöffnet hat für alle: 570 Schüler und Schülerinnen der Klassen 1 bis 12 profitieren davon, darunter 246 mit sonderpädagogischem Förderbedarf. 2018 wurde die inklusive Grundschule und integrierte Gesamtschule mit gymnasialer Oberstufe mit dem *Deutschen Schulpreis* ausgezeichnet, den die Robert Bosch Stiftung gemeinsam mit der Heidehof Stiftung sowie der ARD und der ZEIT Verlagsgruppe vergibt. Das bedeutet neben der Anerkennung

für gute Schulpraxis 100.000 Euro Preisgeld, für fünf weitere Schulen 25.000 Euro sowie für alle nominierten Schulen 5000 Euro.

Hier an der Martinschule ist vieles außergewöhnlich. So zum Beispiel das über die Jahre gewachsene Repertoire an Lehrmethoden, das sich die Schule aus verschiedenen Zusammenhängen abgeschaut und für sich weiterentwickelt hat. Aber eigentlich kommt es nur auf eines an, sagt Schulleiter Benjamin Skladny: „Jedes Kind lernt anders. Jedes hat sein eigenes Tempo.“ So kommt es, dass in einer Klassenstufe manche noch mit dem Lesen kämpfen, während sich andere mit Zahlenpotenzen beschäftigen, so wie in Piets Lerngruppe.

Begonnen hat hier alles vor 25 Jahren mit einer Schule für geistig Behinderte, die Skladny in Greifswald nach der Wende aufbaute. „In der Sonderpädagogik ist es klar: Wenn man nicht auf das einzelne Kind schaut, geht man unter“, sagt er, „und bei den anderen ist es auch so, nur merkt man es da nicht so.“ Wie sehr von dieser Herangehensweise alle Kinder profitieren und dass das bisweilen eine Herausforderung für die Lehrer ist, zeigt ein Besuch an der Schule: In der Grundschule gibt es drei Parallelklassen, bis zu vier Schüler pro Klasse haben einen sonderpädagogischen Förderbedarf. In der integrierten Gesamtschule ab Klasse fünf werden die Schüler in Lerngruppen aufgeteilt: Es gibt einen Matheraum, einen Deutschraum, einen für Englisch. 60 Lehrer und Lehrerinnen arbeiten im Haus, 23 pädagogische Unterrichtshelfer wie Heilerzieher und 60 Integrationshelfer ergänzen das Kollegium. Finanziert wird die Schule über das Land, die Kommune und die privaten Zahlungen der Eltern. Jeweils etwa zwölf Kinder haben einen gemeinsamen Bezugslehrer. Mit diesem planen sie ihren Tag, stecken sich selbst Ziele für die nächsten Monate und überprüfen gemeinsam, ob sie diese erreicht haben.

Können wir das jetzt? Das wollen Namid und Anselm heute wissen. Die beiden Siebtklässler stehen vor dem Computer am Lehrerpult wie Kinder vor der Eisdiele – mit diesem sehnsüchtig-bettelnden

Die Sehnsucht der Eltern scheint groß zu sein nach einer Schulzeit mit individuellem Lernen für ihr Kind.

Blick und Tonfall. „Können Sie uns bitte den Mathetest zum Bruchrechnen ausdrucken?“ Namid ist erst seit der vierten Klasse an der Martinschule, er hat davor die Waldorfschule und davor eine Regelschule besucht. „Langweilig“, sagt er, „es ging zu langsam voran.“ Hier kann er so schnell lernen, wie er will. Es gibt keine Hausaufgaben, keine Noten, und sogar ein Test macht Spaß.

„Oft werden Eltern nervös, wenn ihr Kind nach ein paar Jahren immer noch gerne in die Schule geht“, sagt Skladny und grinst. Es ist zu tief in ihnen verankert, dass Lernen mühsam sein muss. Lernt mein Kind überhaupt etwas?, fragen sie ihn dann. Doch die Zahlen sprechen für sich: „Die Abschlüsse der Schüler, vom Hauptschulabschluss bis zum Abitur, sind im Durchschnitt besser als der Durchschnitt in Mecklenburg-Vorpommern“, sagt der Schulleiter. „Irgendwie scheinen wir es also hinzubekommen.“ Skladny kämpft an zwei Fronten: Immer wieder erklärt er sich und das Schulkonzept den Eltern. Und auch im Kollegium ist es nicht immer einfach, für das Konzept zu begeistern – einige Lehrer tun sich schwer damit. Herkömmlicher Unterricht kann auch bequem sein. Doch trotz aller Widerstände: Die Sehnsucht der Eltern scheint groß zu sein nach einer Schulzeit mit individuellem Lernen für ihr Kind. Das zeigt die Informationsveranstaltung für Eltern künftiger Grundschüler am Abend. Die kleine



Grundschule platzt aus allen Nähten, Väter und Mütter schieben sich durch die Gänge, und später ist die Aula bis auf den letzten Platz belegt.

Die Lehrer haben in einigen Klassenzimmern Unterrichtsmaterial und die Werke der Kinder aufgebaut. „In der vierten Klasse baut jedes Kind einen Hocker“, sagt ein Lehrer im Werkraum. Später zeigt eine Lehrerin, wie die Methode „Lesen lernen durch Schreiben“ funktioniert, sie erklärt wortreich, dass die Kinder dabei anfangs auch Fehler machen dürfen – weshalb die Methode umstritten ist – und wie viel Motivation diese Methode bringt. „Mein Sohn kann schon lesen, was würden Sie mit ihm machen?“, fragt Anja H. „Na, wer schon lesen kann, bekommt eine andere Aufgabe“, sagt die Lehrerin. „Es macht doch keinen Sinn, etwas zu lernen, was man schon kann!“ Die Eltern nicken dankbar, wohl wissend, dass es an den meisten Schulen eben doch so ist, dass die Kinder einer Klasse alle das Gleiche lernen sollen – mit dem Resultat, dass sich Schüler langweilen. Und andere nicht hinterherkommen, weil sie langsamer lernen und auf der Strecke bleiben.

An der nächsten Tür steht „Snoezelenraum“. „Oh, das würde meinem Sohn gefallen“, sagt Anja H., als sie die Tür öffnet. Ein Wasserbett steht darin, ein Sofa und ein Bällebad, dazu gedämpftes Licht. „Er ist nicht so für große Gruppen zu haben“, sagt Anja H. Und auch die großzügigen Flure gefallen der Mutter, überall gibt es Sitzgelegenheiten, überall können sich Kinder zurückziehen.

Es war der Grund, warum Schulleiter Benjamin Skladny genau dieses Gebäude haben wollte, als er 2002 vor der Aufgabe stand, eine inklusive Grundschule zu gründen. Die ehemalige Kita mit ihren langen Fluren schien ihm ideal. Individuelles Lernen braucht auch Raum. Kinder mit geistiger Behinderung sollten nicht unter sich bleiben, fand er: „Sie lernen besser, wenn sie integriert sind.“ Abschottung empfand er als den falschen Weg. Also suchte er andere Grundschulen für eine Kooperation und fand eine, die im Gegenzug eine Klasse von ihm aufnahm. Die Erfahrungen waren gut, doch es gab nicht genug kooperationswillige Schulen, also gründete Skladny kurzerhand selbst

eine – in Zeiten, in denen städtische Grundschulen in Greifswald schlossen. Die Martinschule hingegen ist eine Privatschule. Viele Familien sind vom Schulgeld befreit, ansonsten zahlen die Eltern rund 170 Euro Schulgeld im Monat – und sie rannten und rennen Skladny die Türen ein.

Der Siebtklässler Christian hat sich mit seiner Betreuerin in eine Ecke gesetzt und schreibt gewissenhaft in ordentlicher Schreibschrift Biografien auf: Alexander Bell, der Erfinder des Telefons, und Alan Turing. Christian schreibt das alles aus dem Kopf auf, und wer ihn fragt, bekommt eine spannende und ausführliche Geschichte über den Wett-

Engagiert

Lehrerin Mangel animiert die Kinder mit Einmaleins-Wettkämpfen und individuellen Strategien.

Motiviert

(Bild rechte Seite) Die Schüler Namid und Anselm brüten über ihrem Mathetest.



kampf um die Erfindung des Telefons zu hören. Und warum schreibt er es auf? „Na, ich mache Deutsch“, sagt er. Und da schreibt man eben.

Einige Räume weiter sitzt Lehrerin Christine Mangel und gibt Mathe-Förderunterricht. Vier Mädchen mit Dyskalkulie, Rechenschwäche. Mangel weiß, wie sie sie erreicht. Erst spielen sie einen Einmaleins-Wettkampf, zwei gegen zwei. Das macht Spaß, die Mädchen lachen viel. Dann teilt Mangel Arbeitsblätter aus, schriftliches Dividieren. „Könnt ihr das, oder ist das zu schwer?“ Die Mädchen zögern, eine sagt: „Das ist zu schwer.“ Die Pädagogin weiß, dass Hannas Steckenpferd Deutsch ist, sie ist sehr kreativ und schreibt tolle Aufsätze. „Was genau ist denn Dividieren?“, fragt Mangel sie, „worum geht es hier?“ Sie versucht herauszubekommen, wie Hanna denkt, wie ihre Rechenstrategie ist. „Was ist teilen? Erzähle es in einer Geschichte! Wie würdest du es einem kleinen Kind erzählen?“ Schritt für Schritt kommen sie der Sache näher, jetzt weiß Mangel, wie Hanna rechnet, sie kennt ihre Strategie. „Nicht jede Strategie passt zu jedem Kind, zum Glück gibt es ganz verschiedene Rechenwege“, sagt sie. „Darf ich das Blatt ganz fertig machen?“, fragt eines der Mädchen am Ende.

Wo gibt es das, dass Kinder mit Rechenschwäche darum bitten, ein Mathe-Arbeitsblatt machen zu dürfen? Mangel zuckt mit den Schultern. „Es ist alles eine Frage der Beziehung und der Motivation.“ „Man muss der Gesellschaft gerecht werden und natürlich auch den Eltern“, sagt Mangel. Das ist nicht immer einfach. „Die Nachbarskinder lernen schon Bruchrechnen, wieso machen Sie das nicht?“ Das ist eine häufige Frage, die sie hört. Oder: „Im Rahmenplan steht, dass die Kinder schon bis 1000 rechnen können sollen – wieso rechnet meiner nur bis 100?“ „Doch was nutzt es einem Kind, wenn ich versuche, ihm Bruchrechnen beizubringen, wenn ihm die Grundlagen fehlen?“, fragt Mangel.

In der Pause sitzt sie gemeinsam mit Wolfram Otto im Rektorat, ein drahtiger Mann mit grauen Haaren in Sport-Outlet, und bespricht die nächsten Schritte. Die beiden teilen sich die Organisation der Klassen



„Ich bringe nicht bei, das Kind bringt sich etwas bei – und ich bin der Helfer.“

fünf bis acht, sie, die gelernte Sonderpädagogin, er, der gelernte Gymnasiallehrer. „Klar, man braucht einen Anknüpfungspunkt, irgendeinen Inhalt, der einem lernenswert erscheint“, sagt Otto. Doch lange war das gar nicht so klar in seinem Leben: In der Ausbildung zum Gymnasiallehrer sei Lernforschung kein Thema gewesen. Erst als er nach dem Studium vor einem Einstellungsstopp stand und schließlich als Bildungsreferent beim Landessportbund arbeitete, begegnete er Lehrmethoden, bei denen Motivation und individuelles Lernen eine zentrale Rolle spielten. „Oft heißt es in der Schule: Wenn das Kind etwas nicht weiß, dann hat es nicht aufgepasst“, sagt er. „Dabei müsste die Frage doch heißen: Warum hat dich das nicht interessiert?“ Wieso habe ich als Pädagoge das Kind nicht erreicht? Während manche Kollegen klagen über die Mühen, die ein Unterricht mit sich bringt, der allen gerecht werden soll, kann sich Otto gar nichts anderes mehr vorstellen: „Der Beruf ist doch so viel erfüllender, wenn man merkt, dass man etwas bewegt.“

Einmal in seiner Gymnasialzeit wollte er es wissen und evaluierte seinen Unterricht in Biologie. Er schrieb einen Multiple-Choice-Test über den Stoff des Schuljahres. „Es war ernüchternd, wie wenig hängen geblieben ist.“ Und das trotz handlungsorientierten Unterrichts. Der Haken war aus seiner Sicht, dass alle gleichzeitig das Gleiche lernen mussten.

„Aber Lernen funktioniert nur, wenn dich gerade etwas interessiert, wenn du es wirklich wissen willst.“ Lehrer müssen aus seiner Sicht ihre Rolle überdenken, wenn sie nachhaltiges Lernen erreichen wollen: „Ich bringe nicht bei, das Kind bringt sich etwas bei - und ich bin der Helfer.“

Aber kommen alle Kinder mit dieser Freiheit klar, jeden Tag selbst zu entscheiden, was sie gerade interessiert? Überfordert das nicht manche? „Manche können mit der Freiheit nicht, die brauchen Struktur“, sagt Christine Mangel. Die kriegen sie dann auch in der Martinschule. „Aber nur weil manche Struktur brauchen, muss man doch nicht alle anketten.“

Als Wolfram Otto im Dauerlauf um die Ecke des Sportplatzes biegt, sieht er Piet, den Sechstklässler, der sich morgens nicht von seinem Ring trennen wollte. Er wirkt ein wenig verloren und tritt immer wieder gegen den Zaun des Sportplatzes. Als er Otto sieht, tritt er noch einmal, doch dann läuft er auf den Lehrer zu und wirft ihm die Arme um den Hals. „Wollen wir Fußball spielen?“, fragt Otto. „Jaaaa“, ruft Piet und rennt voraus zum Sportplatz. Dort fällt er gleich noch einem Lehrer um den Hals, doch der stellt den Schüler kurzerhand wieder auf den Boden, hält ihn am langen Arm von sich fern und schaut irritiert. Nicht jeder Lehrer kommt mit dem körperlichen Einsatz klar, den der Beruf an der Martinschule mit sich bringt. Und doch ist er Alltag an dieser Schule, die sich auf diesen Umgang mit unbedingter Kooperation unter den Kollegen eingestellt hat. Das wird kurz darauf klar, als sich zwei Jungs um einen Ball streiten, sie schubsen einander, dann holt einer aus. Eine Inklusionshelferin nimmt ihn in den Arm, erst wirkt es wie ein weiterer Kampf, der Schüler versucht freizukommen, doch die Lehrerin hält ihn mit beiden Armen und all ihrer Kraft fest. Dann beginnt er, in ihren Armen zu weinen, legt den Kopf an ihre Schulter, „aber ich wollte doch den Ball“. Sie tröstet ihn und schlägt vor, dass sich die beiden abwechseln.

Auf dem Nachbarplatz schreit sich ein Sportlehrer einer anderen Schule die Lunge aus dem Leib, seine Stimme überschlägt sich, sie rauscht wie ein Tornado über die Köpfe der

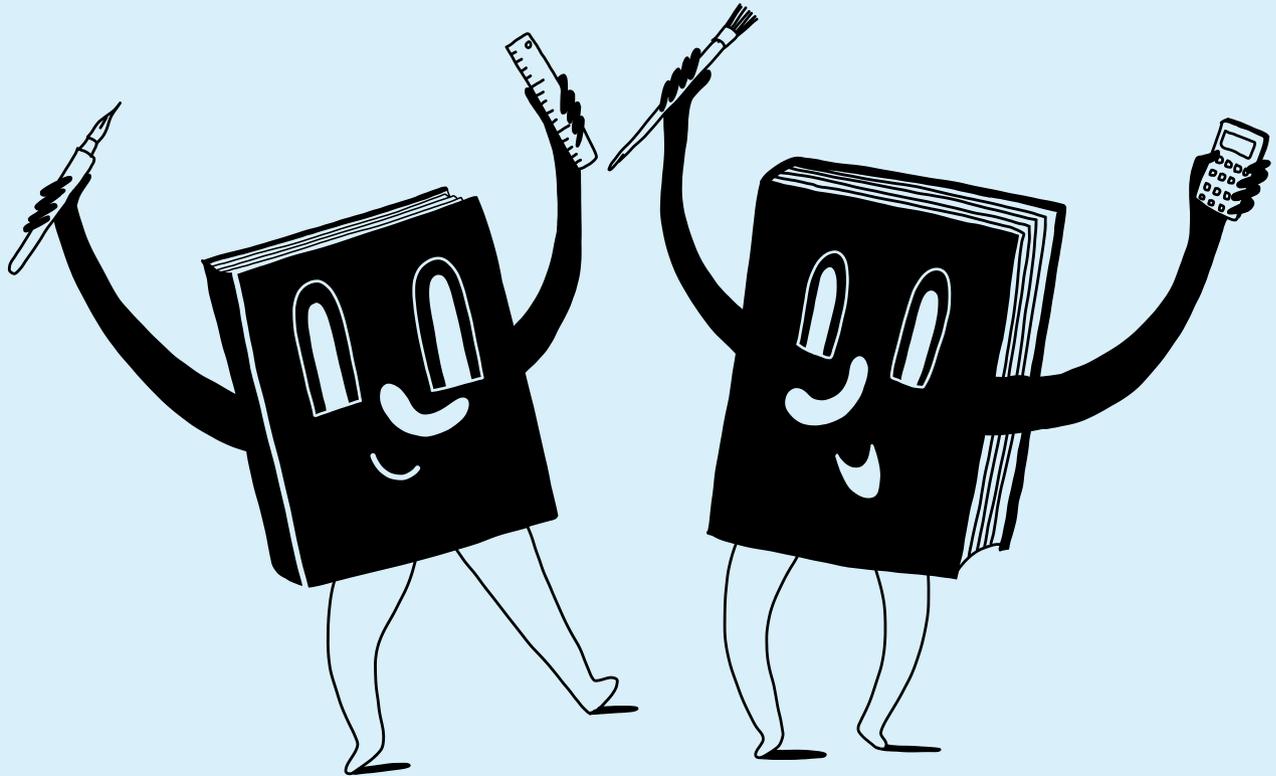
Kinder zu seinen Füßen hinweg, die immer kleiner werden. „Hört mir jetzt gefälligst zu, sonst lasse ich euch Runden laufen!“

Die Martinschüler empfinden Laufen offenbar nicht als Strafe. Sie rennen alle zum Aufwärmen Runden um den Platz, die Schnellen drei, die Langsameren zwei. Ganz vorne läuft ein Junge mit einem Shirt mit der Aufschrift „Landeskader Schwimmverband“, er überrundet Paul und Luis, die die ganze Zeit über Fußball quatschen und kurz vor Ende ihrer zweiten Runde ein Kind im Rollstuhl auf dessen erster Runde einholen - doch anstatt vorbeizurennen, schieben sie ein bisschen an.

Kopfüber

Schülerinnen beim Sport. Auch hier wollen die Lehrer motivieren - mit Spaß und der Freiheit, selbst zu entscheiden.





INTERVIEW
Alexandra Wolters

ILLUSTRATION
Stefan Mosebach

Was ist gute Schule?

Ein Gespräch mit Hans Anand Pant, Bildungsforscher und Geschäftsführer der Deutschen Schulakademie, über die Krise des Systems und die Impulse des Deutschen Schulpreises.

Herr Pant, was hat Sie an dem diesjährigen Schulpreisgewinner, der Martinschule in Greifswald, besonders beeindruckt?

Die Schule geht mit einem beispiellosen Selbstverständnis mit Menschen mit körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen um. Sie sagt: Ja, diese Schülerinnen und Schüler sind manchmal laut und unkontrolliert. Aber die Martinschule schafft es, diesen oft schamhaft versteckten Teil der Gesellschaft nicht nur zu integrieren, sondern ihn auch als Bereicherung zu sehen.

Wie schafft die Schule das?

Das Kollegium hat eine eingespielte Routine und ein sehr feinfühliges Sensorium dafür, ob sich gerade etwas im Unterricht anbahnt, was stören könnte. Beispiel: Wenn ein Kind mit

einer geistigen Entwicklungsbeeinträchtigung plötzlich laut wird, ist sofort ein Blickkontakt zwischen Lehrkraft und den entsprechenden Helferpersonen da, die dann „übernehmen“.

Viele der Schulpreis-Schulen hatten eine Krise, die sie in einen nachhaltigen Entwicklungsprozess gebracht hat.

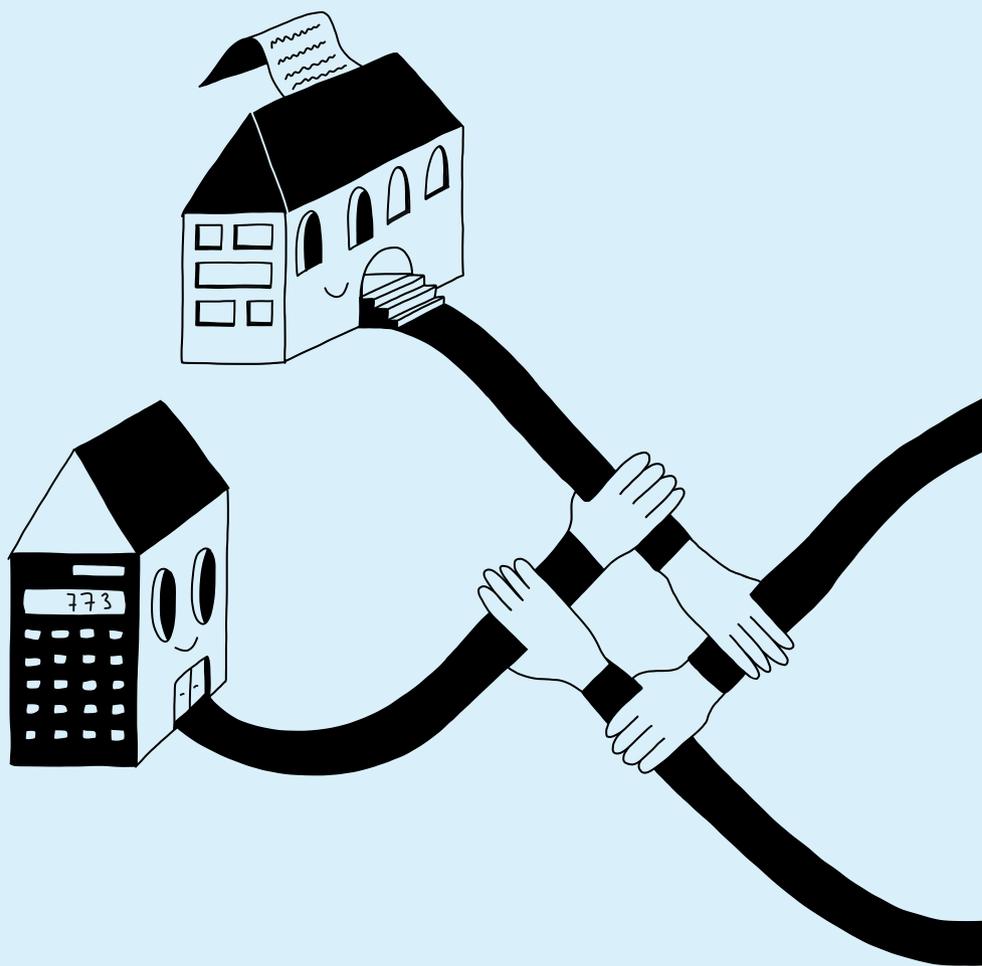
Ich bin überzeugt, dass krisenhafte Ausgangsmomente sehr wichtig für eine Weiterentwicklung sind. Und Probleme treffen häufig nicht die Elite-Schulen, sondern ganz besonders die, die ohnehin schon in einer schwierigen Umgebung arbeiten. Am liebsten würde ich es Schulen ermöglichen, dass sie eine Krise quasi simulieren können und dies dann als Entwicklungsimpuls nutzen. Es geht darum, sich systematisch gemeinsam auf einen Selbstvergewisserungsprozess einzulassen, und der heißt Bestandsaufnahme und Reflexion.

Wo liegen derzeit die größten Probleme unserer Schulen und unseres Schulsystems?

Die Balance zwischen der Autonomie einer Schule und dem, was vorgegeben wird, fehlt oft. Ich bin kein Sozialromantiker, der glaubt, wenn wir die Schulen nur machen ließen, werde schon alles gut. Aber wir müssen systematisch für co-konstruktive Prozesse werben. Alle wichtigen Akteure einer Schule müssen sich immer wieder an einen Tisch setzen, um gemeinsam nach der besten Lösung für eine Situation, ein Problem oder eine Veränderung zu suchen.

Was hindert Schulen und Länder daran?

Die Strukturen müssen stärker überdacht werden. Heute gehen etwa 50 Prozent eines Jahrgangs auf das Gymnasium. Die Zeiten sind vorbei, in denen irgendeine Schulart nicht mit Vielfalt zu tun hat – Heterogenität ist überall. Wenn man das auch in der Lehrerbildung anerkennt und es schafft, dass sich alle mit Integrations- und Inklusionsthemen auskennen, wäre ein großer Schritt getan. Ein weiteres Problem: Fast jede zweite Lehrkraft plant ihren Unterricht lieber alleine als im Team. Bei der Vielfalt an



Hans Anand Pant ist Professor an der Humboldt-Universität Berlin und untersucht die Frage, wie empirische Verfahren für Schulen, Bildungsverwaltungen und Bildungspolitik nutzbar gemacht werden können. Er verantwortet zudem das Programm der *Deutschen Schulakademie* und ist Mitglied der Jury des *Deutschen Schulpreises*.

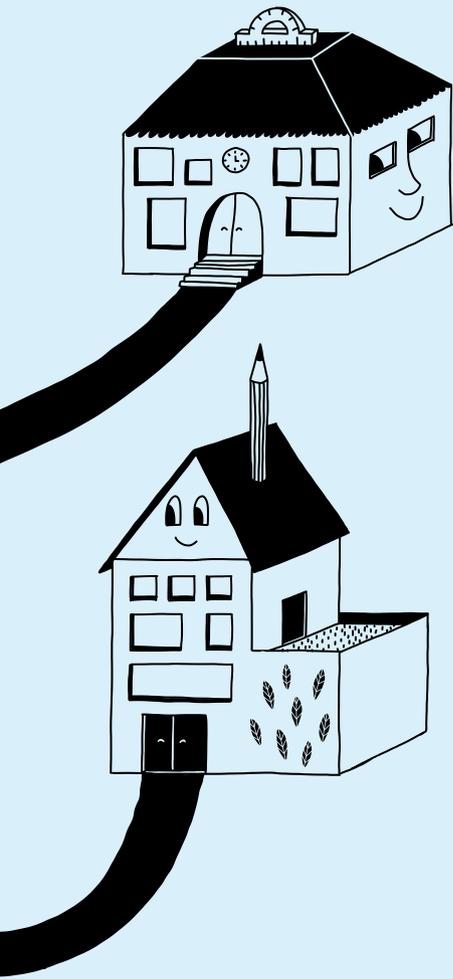
Aufgaben, die Lehrerinnen und Lehrer heute haben, ist das eine völlig ineffiziente Arbeitsweise.

Es herrscht Mangel an Bildungskräften, Lehrer sollen zudem Kinder aus Zuwandererfamilien integrieren und die Inklusion vorantreiben. Wie überzeugen Sie diese Lehrer, umzudenken?

Um die Lehrkräfte vom Nutzen der Teamarbeit zu überzeugen, müssen wir auf der Ebene von Haltung und Mentalität ansetzen und ganz gezielt Coaching anbieten. Langfristig muss die Lehrerbildung massiv verändert werden. Bisher kommt das Thema Kooperation dort praktisch nicht vor. Wir sollten an den Universitäten modernste pädagogische und didaktische Methoden lehren.

Wie sähe das in der Zukunft aus?

Meine Vision einer guten Schule ist eine Schule, die individualisierte



Lehr- und Lernangebote macht. Alle sollen sich mit allen Voraussetzungen in allen Bildungsetappen gut aufgehoben fühlen, entsprechend ihrer Potenziale gefördert werden und dabei mit viel Spaß lernen. Das würde mir reichen. Zudem sollten wir die Integrationskraft von Schulen für die Gesellschaft, zum Beispiel durch mehr und bessere Demokratiebildung, nicht aus dem Blick verlieren. Ich sage immer etwas polemisch, es liegt nicht am fehlenden guten Mathematikunterricht, wenn 14- bis 16-jährige Asylbewerberheime anzünden.

Andere Länder schneiden im internationalen Bildungsvergleich deutlich besser ab. Können wir daraus etwas lernen?

Da bin ich grundsätzlich skeptisch. Wenn wir uns nur an den besten Ergebnissen der Leistungsstudien orientieren würden, müsste man ein Bildungssystem wie in Shanghai

anstreben. Dort gibt es aber auch eine ausgeprägte Hierarchiegläubigkeit und strenge Auslese, Schultage mit 15 Stunden und eine hohe Suizidrate unter Schülern. Wollen wir das?

Aber dennoch schneiden andere Länder besser ab, auch in der Kooperation zwischen Lehrern und Schülern.

Ich denke schon, dass man sich mit einem intelligenten Blick für die Rahmenbedingungen im Einzelnen durchaus ein Modell ansehen und daraus lernen kann. Aber ich glaube nicht, dass wir einfach das Schulsystem eines anderen Landes übernehmen können. Auch nicht in größeren Teilen. Wir müssen uns immer fragen: Wie können wir das in 16 Ländern umsetzen?

Sind die föderalen Strukturen ein Grund, warum sich unser Schulsystem so langsam entwickelt und Reformen so schwierig umzusetzen sind?

Sicher auch wegen unserer föderalen Bildungsstruktur ist unser Schul- und Bildungssystem oft wie ein sehr großer, träger Tanker. Um ihm eine andere Richtung zu geben, braucht es viele kleine Lotsenboote. Allerdings sind die Verharrungstendenzen in den Strukturen unserer Bildungsverwaltung und der Bildungspolitik nicht zu unterschätzen. Die Gründe dafür sind oft trivial, denn an jeder Veränderung hängen Stellen, und zwar in der Regel die von Beamtinnen und Beamten. Ständige Impulse von „unten“, also von eigensinnigen Schulen, halte ich deshalb für unersetzlich. Der *Deutsche Schulpreis* und die *Deutsche Schulkademie* sind mit ihren Beispielen aus der Praxis Vorbild und auch Mahnung für ein träges System.

Wie können möglichst viele Schulen vom Wissen der Schulpreis-Schulen profitieren?

Die *Deutsche Schulkademie* bietet zum einen ein Hospitationsprogramm an, bei dem interessierte Lehrkräfte die ausgezeichneten Schulen besuchen. Zum anderen haben wir mit allen Preisträgerschulen ein Netzwerk aufgebaut, das Transferangebote entwickelt und durchführt. Und mit unserem Programm Lernreise schicken wir Lehramtsstudierende an die Preisträgerschulen, um dort mit den

Lehrkräften und Schulleiterinnen und -leitern zu sprechen. Für die Studierenden ist das eine tolle Ausbildungssituation. Und für die gestandenen Lehrkräfte vor Ort eine gute Gelegenheit zur Reflexion.

Sie betonen, dass es keine allgemeingültigen Rezepte für eine gute Schule gibt. Haben Sie trotzdem etwas entdeckt, was gute Schulen gemeinsam haben?

Die guten Schulen, die ich besuchen durfte, haben in der Regel ein sehr gutes Schulklima, auch im Kollegium – und sie bemühen sich darum. In guten Schulen können Lehrkräfte bei der Schulentwicklung mitentscheiden und können so Leitungsqualitäten bei sich entdecken und einsetzen. Die Lehrer fühlen sich in ihrer Professionalität ernst genommen und werden nicht zum Befehlsempfänger der Schulleitung. Partizipation sehe ich als ein Geheimnis, das eine ganze Schulorganisation verändern kann. Die Schulen sind kooperativ in multiprofessionellen Teamstrukturen unterwegs. Und sie arbeiten mit den Schülern so individuell wie möglich.

Was heißt das genau?

Die von uns ausgezeichneten Schulen denken bei ihren Schülern in Lebensläufen und nicht nur in einer einzelnen Etappe. Sie schauen sich genau an, woher die Kinder kommen, was sie mitbringen. Für diese Schulen endet der Blick auch nicht mit dem Ende der Schullaufbahn. Sie bemühen sich darum, dass ihre Schüler später gut in berufsbildende oder berufliche Anschlüsse kommen. Außerdem sehen diese Schulen sich nicht in einer Blase, sondern sind in Netzwerken organisiert, sind in regionalen Bildungslandschaften aktiv und kennen nahezu alle relevanten Angebote im Kiez. Und wenn ich die Schüler von guten Schulen sehe, erkenne ich, dass sie Spaß im und am Unterricht haben. Sie haben das Gefühl, dass sie die Ziele, die sie sich selber stecken, auch erreichen können.

Herr Pant, vielen Dank für das Gespräch.

So verbreitet sich gute Schulpraxis

In Deutschland gibt es ca. 40.000 öffentliche und private Schulen, sie verteilen sich auf verschiedene Schulformen und 16 Bundesländer. Wie schafft man es da, Praxiskonzepte, die sich an einer Schule bewährt haben, für alle anderen Schulen sichtbar und wirksam zu machen? Das System rund um den *Deutschen Schulpreis* hat genau das zum Ziel. Der *Deutsche Schulpreis* wurde 2006 von der Robert Bosch Stiftung und der Heidehof Stiftung gegründet, um zur Schulentwicklung

in Deutschland beizutragen. Jedes Jahr werden herausragende Schulen prämiert. So ist ein Netzwerk von Preisträgerschulen entstanden, das sich stetig erweitert. Die Praxiskonzepte dieser Schulen werden unter anderem von der *Deutschen Schulakademie* untersucht, aufbereitet und schließlich über Fortbildungen, Publikationen und das *Deutsche Schulportal* wieder allen Schulen verfügbar gemacht. Ein Kreislauf, in dem sich gute Schulpraxis verstärkt und verbreitet.

Netzwerk der ausgezeichneten Schulen

In den derzeit 73 vom *Deutschen Schulpreis* ausgezeichneten Schulen gibt es viele Beispiele guter Schulpraxis, von denen andere Schulen profitieren können.

Die sechs Qualitätsbereiche einer guten Schule

- Leistung
- Umgang mit Vielfalt
- Unterrichtsqualität
- Verantwortung
- Schulklima und Schulleben
- Schule als lernende Organisation

Preisträgerschulen

Entwicklungsprogramm

Feedback

Der Deutsche Schulpreis

prämiert jedes Jahr sechs exzellente Schulen auf Grundlage von sechs Qualitätsbereichen (siehe Kasten links). Für den mit insgesamt 270.000 Euro dotierten Wettbewerb können sich alle Schulen Deutschlands und Deutsche Auslandsschulen bewerben. Alle Bewerber erhalten ein individuelles Feedback und bis zu 20 Nicht-Preisträger werden in ein zweijähriges Entwicklungsprogramm aufgenommen.

Praxiskonzepte



Forschungsprogramm „Wie geht gute Schule?“

Das Forschungsprogramm untersucht die ausgezeichneten Praxiskonzepte. Sind sie wirklich so gut? Was sind die Bedingungen für ihr Gelingen? Wissenschaftler können sich mit eigenen Forschungsvorhaben bewerben. Die Ergebnisse werden später publiziert.



Praxiskonzepte

Die Deutsche Schulakademie

Die ausgezeichneten Praxiskonzepte werden an der *Deutschen Schulakademie* von Schulleitern, Lehrern und Wissenschaftlern aufbereitet und als Fortbildungsangebote zurück in die Breite der Schullandschaft getragen.



Publikationen

Das Deutsche Schulportal

Auf dem *Deutschen Schulportal* werden die ausgezeichneten Praxiskonzepte digital aufbereitet der Öffentlichkeit präsentiert. In Film-, Ton- und Textbeiträgen dienen sie dort als Inspiration für alle interessierten Pädagogen. Außerdem finden diese dort aktuelle Nachrichten zum Thema Schule und Bildungspolitik.

Praxiskonzepte



Information

Fortbildungen

Inspiration

Rund 40.000 Schulen in Deutschland und
140 Deutsche Auslandsschulen





Heike Schaumburg ist promovierte Erziehungswissenschaftlerin und Psychologin. Sie forscht an der Humboldt-Universität Berlin unter anderem über die Integration digitaler Medien in den Schulunterricht und ist Co-Autorin einer neuen Studie zum personalisierten Lernen mit digitalen Medien, die die Robert Bosch Stiftung herausgegeben hat.

GESPRÄCH
Martin Petersen

FOTOS
Daniel Hofer

Digital ist besser?

Mit dem Digitalpakt will die Bundesregierung Schulen „fit für das digitale Zeitalter“ machen. Was bedeutet das für die Praxis? Die Lehrer werden nicht von Computern ersetzt, sagt die Erziehungswissenschaftlerin Heike Schaumburg – doch die Schulleiterin Ulrike Kegler ist sicher, dass sich die Rolle der Lehrer grundlegend verändert.



Ulrike Kegler

ist Lehrerin, seit 1995 Schulleiterin und hat drei Bücher veröffentlicht, die gute Schule zum Thema haben. Ihre Schule, die Montessori Oberschule Potsdam, wurde 2007 mit dem *Deutschen Schulpreis* ausgezeichnet.

„Medienabstinenz ist nicht der richtige Weg.“

Heike Schaumburg

Frau Kegler, sind digitale Medien ein Segen oder ein Fluch für die Schulen?

Kegler: Ich würde sagen weder noch: Es kommt auf den Content an, also darauf, was man damit macht. Es kann eine hervorragende Nutzung von digitalen Medien geben. Aber so, wie ich es im Moment erlebe, sind wir in Deutschland noch sehr zurück im Vergleich zu anderen westeuropäischen oder reichen Ländern.

Frau Schaumburg, Computer werden ja schon länger an Schulen eingesetzt. Worum geht es denn heute, wenn wir vom Lernen mit digitalen Medien sprechen?

Schaumburg: Die Kinder haben zwar gelernt, im Informatikunterricht mit dem Computer umzugehen, aber sie wussten eigentlich nicht, wozu sie dieses Wissen gebrauchen können. Heute hält man es für sinnvoller, Medienkompetenzen integriert in die Unterrichtsfächer zu vermitteln. Eine weitere Grundidee, die bereits aus den Anfängen des Computereinsatzes in der Schule stammt und zurzeit wieder an Aktualität gewinnt, ist, Schülern individualisierte Lernwege zu erlauben und individualisierte Rückmeldungen zu ihren Lernprozessen zu geben. Hierbei können Computer Lehrkräfte wunderbar unterstützen, denn eine Lehrkraft wird es nicht schaffen, allen, wenn sie es brauchen, überall gerecht zu werden. Ein Versprechen von damals halte ich aber für falsch: dass Computer die Lehrer vollständig ersetzen könnten.

Beim Thema individualisiertes Lernen mit digitalen Medien haben viele – ich auch – erst einmal das Bild von einzelnen Schülern im Kopf, die mit einem Gerät alleine arbeiten. Ist das falsch?

Kegler: Das habe ich gerade gesehen, in Dänemark, in einer „paperless school“: Ein Kollege, auch ein Schulleiter, nannte das ein totalitäres System. Es geht alles nur über Technik und es gibt eigentlich keine Begegnung, bei der nicht Bildschirme aufgeklappt sind.

Ist das die Schule der Zukunft?

Kegler: Nein, für mich überhaupt nicht! Für mich ist das Entscheidende in der Schule das Gespräch, das Hören, Zuhören und Sprechen. Wir setzen ein digitales Medium immer dann ein, wenn es gebraucht wird. Besonders inspirierend finde ich, wenn man gemeinsam Texte schreibt und verändert und alle sehen, dass und wie man sich beteiligt. Da gibt es noch viele andere Methoden. Auch individuelles Feedback: In Finnland habe ich schon nach der ersten Pisa-Studie gesehen, dass die Lehrer alle mit ihren Schülern verbunden waren und ganz genau gucken konnten und sie für persönliche Beratung nicht immer treffen mussten. Dieses ganze

E-Learning ist in anderen Ländern in einer Weise verbreitet, sodass die Schüler potenziell gar nicht immer zur Schule gehen müssten. Dass man bestimmte Dinge zu Hause macht und die Schule wäre eher der Ort, an dem man kooperiert und sich austauscht und vielleicht auch persönliches Feedback bekommt. Die alte Lehrerrolle, dass die Lehrer das Wissen haben, das sie dann vermitteln, ist eigentlich schon seit ein paar Jahren vorbei. Lehrerinnen und Lehrer könnten zukünftig eher inspirierend und beratend tätig sein und auch einzelne Wissenssegmente wieder miteinander verbinden oder auch auf interessante Querverbindungen aufmerksam machen.

Die reine Wissensvermittlung wird in Zukunft immer mehr über Programme passieren?

Kegler: Ja, das können Filme zum Beispiel großartig: Wenn man sich die Französische Revolution im Spielfilm anguckt, dann hat man ein Gefühl für die Zeit. Das reicht alleine zum Verständnis nicht aus, aber es ist ein Einstieg.

Also doch das digitale Klassenzimmer, in dem alle vorm Bildschirm sitzen und gucken?

Kegler: Nein, im Gegenteil. Mit dem Wissen, das jetzt allen Menschen zur Verfügung steht, muss der Lehrer umgehen und versuchen, daraus was zu machen. Das dreht die gesamte Schule um, das Prinzip des „inverted“ oder „flipped classroom“: Zu Hause guck ich mir an, was zu lernen ist, und ich gehe in die Schule, um zu üben. Also genau andersherum, als es heute ist. Das kommt in den nächsten Jahren. Dann sollte die Schule, wie sie heute ist, nicht mehr denkbar sein. Das ist meine These.

Schaumburg: Was man sich bei solchen Konzepten grundsätzlich fragen muss, ist, werden alle Schüler das können? Das werden sie nicht ohne Weiteres. Nicht jedes Kind kann sich zu Hause hinsetzen und sich Lerninhalte einfach selbstständig aneignen. Und genau das ist die Rolle der Schule: zu gucken,





wie können wir die Kinder in die Lage versetzen, dass sie lernen, mit dieser Informationsflut umzugehen.

Kegler: Genau: Deswegen ist die Schule der Ort, an dem das gefiltert werden muss. Medienkompetenz ist vor allem erst mal Medienabstinenz. Das heißt, ich entscheide, wann ich welches Medium benutze und wann nicht. Das sollte ein bewusster Vorgang sein. Wir wissen mittlerweile, dass Hunderttausende Kinder in Deutschland schon als mediensüchtig gelten. Juval Harari hat in seinem Buch „Homo Deus“ eine Zukunftsvision beschrieben: Die Algorithmen könnten unheimlich viel beherrschen und es wird eine Elite von Menschen geben, die diese steuern. Ein großer Teil der Menschen wird nur „abgefüttert“ mit dem, was so im Markt ist. Die Ungerechtigkeit, die dadurch

**„Mit diesen
Geräten
wird wie mit
Fetischen
umgegangen.“**

Ulrike Kegler

entsteht – einige verstehen die Zusammenhänge und haben Unterstützung, und andere stehen da und konsumieren passiv YouTube-Videos –, das ist das große Problem. *Schaumburg:* Ehrlich gesagt halte ich solche Horrorszenarien für reichlich übertrieben und ich glaube auch nicht, dass Medienabstinenz der richtige Weg ist. Aber es ist richtig, dass in der Schule ein reflektierter und verantwortungsvoller Umgang mit Medien vermittelt werden muss. Dazu gehört zum Beispiel auch zu verstehen, dass hinter allem, was im Internet umsonst zu sein scheint, am Ende Geschäftsmodelle liegen. Bezogen auf die Eliten, von denen Sie gerade gesprochen haben, sehe ich die Herausforderung, Bildungsgerechtigkeit auch unter den Bedingungen der Digitalisierung herzustellen. Und wer sollte das tun, wenn nicht die Schulen?

Frau Kegler, Sie sind im Austausch mit anderen Schulleiterinnen und Schulleitern – wo liegen die Schwierigkeiten im Einsatz von digitalen Medien?

Kegler: Eine Schwierigkeit ist, dass mit diesen Geräten noch wie mit Fetischen umgegangen wird. Warum werden die neuen Medien nicht natürlicher in den Unterricht integriert? Weil die meisten Lehrer nicht in kreativer Weise damit umgehen können. Das sieht man daran, dass es jetzt anstelle der Tafel Smartboards gibt. Das heißt, es ist ein bisschen bunter, ein bisschen leuchtender, doch alle gucken wieder wie in der alten Kirchenordnung in eine Richtung. Damit haben wir noch kein individualisiertes Lernen. Da ist noch ganz viel Musik drin, die nur annähernd gehört wird.

Wie motivieren Sie denn Ihre Kolleginnen und Kollegen zum kreativen Einsatz digitaler Medien?

Kegler: Ich arbeite sehr daran, zusammen mit den jüngeren Kollegen, dass wir auch als Lehrer Freude daran haben, Neues zu lernen. Wir machen einige Konferenzen mit kooperativen digitalen Medien und wir haben unser ganzes Schulcurriculum so

entwickelt, dass die Texte dort gemeinsam geschrieben wurden. *Schaumburg:* Ich frage mich zunehmend, ob diese Computerskepsis im deutschen Bildungssystem nicht ein Stück weit gar nicht so schlecht ist. Weil sie uns auch davor bewahrt, leichtfertig auf jeden Digitalzug zu springen. Wir müssen dahin kommen, dass es in der Diskussion stärker um Qualität geht. Ich finde den Ansatz, den Sie gerade nannten, sehr gut, zu sagen, man muss den Lehrern auch zeigen, wo der Mehrwert liegt. Wer das verstanden hat, wird es dann in seinem Unterricht auch einsetzen. Ich glaube schon, dass es in deutschen Schulen teilweise eine große Beharrungsfähigkeit und eine geringe Innovationsbereitschaft gibt.

Kegler: Ich habe das Gefühl, dass überhaupt andere Methoden in Deutschland unheimlich schwer durchzusetzen sind. Wir haben dieses dreigliedrige Schulsystem, andere Länder haben eine gemeinsame Schule, in der die Kinder lange zusammen sind. Dadurch ist auch die Haltung der Lehrer anders. Die müssen inklusiv arbeiten, mit einer Vielfalt von Kindern. Dieses gegliederte Schulsystem scheint in Deutschland jedoch wie in Zement gegossen.

Im Koalitionsvertrag der Bundesregierung steht das Vorhaben, fünf Milliarden Euro in die Digitalisierung der Schulen zu investieren. Kann man damit die Ausstattung auf einen guten Weg bringen?

Schaumburg: Das ist totale Augenwischerei, dieses Geld reicht nicht ansatzweise, um die Schulen so auszustatten, dass sie anschlussfähig wären an das, was in anderen westeuropäischen Ländern los ist. Was immer vergessen wird bei solchen Initiativen: Es ist nicht mit einer einmaligen Investition getan, sondern man hat langfristige Kosten. Man braucht zum Beispiel in einer Schule, genau wie in jedem anderen Unternehmen, jemanden, der sich um die Hardware und um die Software kümmert, und das kann keine Lehrkraft sein, die das in ihren Feierabendstunden macht.

21.9.2018

ich fand die Feder auf dem Weg
mit meinen Eltern und meiner
Schwester zum Restaurant, weil meine
Schwester Geburtstag hatte.

Meine Mutter glaubt, dass sie aus
einem anderen Land gekommen ist.

„Ich schreibe mir eine Welt aus dem Kopf“

Zu Besuch in einer Weltenschreiber-Werkstatt in Esslingen, wo sich ein Schriftsteller und eine Deutschlehrerin zusammmentun, um Schüler für literarisches Schreiben zu begeistern.

„Die Kinder haben sogar extra gefegt und aufgeräumt“, flüstert die Deutschlehrerin Kathrin Höss ihrem Gast zu, während sie über den hellen Schulflur gehen. Kein Papierschnipsel liegt auf dem blauen Linoleumboden, als sie den Klassenraum betreten, die Taschen sind akkurat unter den Tischen verstaut und die Namensschilder – extra für den Gast noch einmal hervorgekramt – stehen bereit.

Es ist der zweite Dienstag nach den Sommerferien, die große Uhr über der Klassentür zeigt 14:15 Uhr. In der Schule Innenstadt in Esslingen bei Stuttgart beginnen die letzten beiden Unterrichtsstunden des Tages. Alle Augen sind auf Tobias Elsäßer gerichtet, der sich lässig in Jeans, schwarzem Shirt und Turnschuhen ans Lehrerpult lehnt. Die Schülerinnen und Schüler der Lerngruppe 7a haben den 45-jährigen gespannt erwartet.

Glücksbuch

In ihre Bücher schreiben die Kinder Gedanken und Gefühle, kleben Fundstücke ein oder zeichnen etwas. „Daraus können spannende Geschichten entstehen“, sagt Autor Elsäßer.

„Hallo zusammen, mein Name ist Tobias Elsäßer, ich bin Buchautor und habe erst mit etwa 14 Jahren angefangen, Bücher zu lesen.“ Ein leichtes Raunen geht durch den Raum, der eine oder andere schüttelt ungläubig den Kopf. „Mein Vater hielt nicht viel vom Lesen. Ich sollte lieber Aufgaben im Haushalt übernehmen. Und in Rechtschreibung war ich auch ziemlich schlecht.“

Elsäßer bildet zusammen mit Höss eines von bundesweit 15 Lehrer-Autoren-Tandems, die im Rahmen des Programms *Weltenschreiber* Kindern und Jugendlichen Literatur vermitteln sollen. Heute geht es los, danach wird er die Schüler das ganze Schuljahr über immer wieder treffen und mit ihnen arbeiten.

Als Erstes packt Elsäßer seine eigene Schulgeschichte aus. Er spricht schnell mit kräftiger, deutlicher Stimme, es klingt fast wie ein Rap. Still und aufmerksam verfolgen die Zwölf- bis Vierzehnjährigen den Auftritt des Schriftstellers, der mit großen Schritten den Klassenraum durchschreitet, beim Reden die Arme hin- und herschwingt, sich dreht und wendet. Nach der Schule sei er mit seiner Band – oder eher Boygroup – ziemlich erfolgreich durch die Lande

getingelt, erzählt Elsäßer von seiner, wie er sagt, etwas peinlichen Phase. „Irgendwann hatte ich so viel Stoff, so viele Erlebnisse im Kopf. Das musste raus. Also habe ich mein erstes Buch geschrieben.“ Daniel nickt verständnisvoll. „Ich habe mir auch schon viel aus dem Kopf geschrieben“, sagt der Junge und kritzelt mit seinem Bleistift ein paar feine Linien auf eine leere Heftseite. „Was stellt ihr euch denn unter Weltenschreibern vor?“, fragt der Autor nach seiner Vorstellungsrunde. In der ersten Reihe meldet sich Georg. „Das sind Leute, die sagen: Ich schreibe mir eine Welt aus dem Kopf“, meint er.

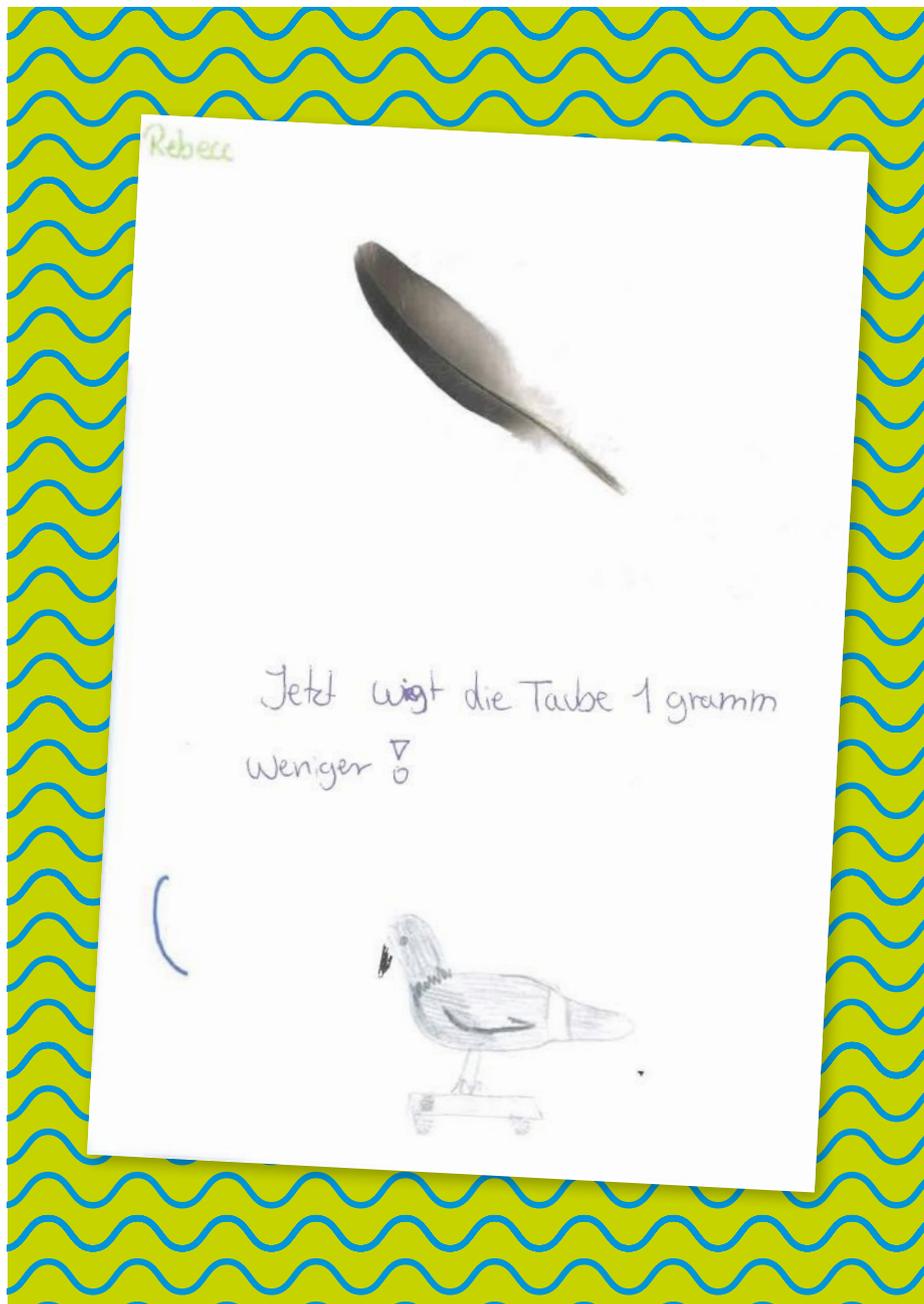
Später werden Daniel und Rebecca noch im Klassenraum sitzen und über die erste Begegnung mit dem Schriftsteller reden. Wie viele Kinder der 7a lesen sie gerne und oft, Daniel liebt zum Beispiel Fantasy-Serien wie *Warrior Cats*, klagt seinem älteren Bruder auch schon mal Bücher aus dem Schrank. Um Rebecca ist es geschehen, wenn in den Büchern Pferde eine Rolle spielen. Beide schreiben auch gerne, sogar zusammen. „Oft spielen wir etwas und schreiben danach aus unseren verschiedenen Sichten dazu etwas auf“, erzählt Rebecca mit leiser Stimme

und geröteten Wangen. Daniel ist begeistert, dass sie nun ein ganzes Jahr lang mit einem echten Schriftsteller arbeiten dürfen. „Meine Geschichten haben irgendwie immer den gleichen Ansatz, vielleicht hat Herr Elsäßer da ein paar neue Ideen für mich“, hofft der Zwölfjährige.

Elsäßer wiederum ist fasziniert von den unerschöpflichen Ideen der Kinder und Jugendlichen, die sie seiner Meinung nach viel zu selten in den Schulen ausleben dürfen. Seit etwa zehn Jahren leitet der Stuttgarter Autor Schreibwerkstätten. „Wir müssen in Deutschland unbedingt das Schreiben vom Podest holen“, sagt er. Dafür entlockt er seinen Schülern auch mal mit Tricks die ersten Zeilen: Er lässt sie Bildunterschriften zu Internet-Fotos texten. Oder kurze Chat-Protokolle und Instagram-Kommentare produzieren. Geschichten zu schreiben sei das Natürlichste für den Menschen, ist er überzeugt.

Ein synthetischer Gong hallt durch die Gänge der Schule. Es ist 15 Uhr, die erste der beiden Deutschstunden mit Elsäßer ist rum. Durch die weit aufgerissenen Fenster steigt Pausenhoflärm in den ersten Stock. Die Lerngruppe 7a verzichtet auf eine Unterbrechung. Sie möchte wissen, wie es weitergeht.

„Wir möchten, dass ihr Spaß am Schreiben findet“ sagt ihnen ihre Lehrerin Kathrin Höss. „Aber Achtung“, schiebt Elsäßer mit erhobenem Zeigefinger und verschmitztem Lächeln nach, „Schreiben kann euer Leben komplett über den Haufen werfen.“ Daniel schaut gebannt auf den Schriftsteller. Gleichzeitig beginnt er, als könne er es kaum erwarten, mit der praktischen Arbeit loszulegen, sein Heft mit dem Stift zu löchern. Auch auf der anderen Seite der Klasse wird jemand hörbar ungeduldig, die dunkelhaarige Rebecca schiebt ihren Geigenkasten unter dem Pult mit den Füßen hin und her. Doch dann ist es auch schon so weit: Mit einem „Hepp“ hievt der Schriftsteller einen großen Pappkarton auf das Lehrerpult und zieht ein schwarzes Buch mit roten Ecken hervor. „Das ist euer Glücksbuch“, sagt der Autor und beginnt, die weiteren Kladden aus dem Karton zu verteilen. „Jeder von euch bekommt sein eigenes Exemplar.“ Elsäßer erklärt den Schülern,



dass sie, wann immer sie mögen, ihre Gedanken und Gefühle hineinschreiben sollen, in Stichworten, Sätzen oder kleinen Geschichten, immer mit Datum versehen. Rebecca blättert durch die leeren Seiten. „Ihr könnt gerne auch etwas zeichnen. Oder einkleben“, meint der Autor. Das könnten zum Beispiel Einkaufszettel sein, die man manchmal auf der Straße oder im Einkaufswagen findet. Einige Finger schnellen in die Höhe. „Ich habe schon mal einen Geldschein gefunden, auf dem merkwürdige Zahlenreihen notiert waren“, erinnert sich ein Schüler aus der letzten Reihe. „Bei uns steckte hinter der Heizung ein uralter Kassenzettel aus einem Super-

markt“, berichtet ein zart wirkendes Mädchen von weiter vorne aufgeregt. Immer mehr Finger gehen in die Luft. Fast jeder scheint schon einmal etwas Spannendes oder Ungewöhnliches gefunden zu haben. „Haltet Ausschau noch solchen Kleinigkeiten“, rät Elsäßer, der es selber liebt, gefundene Schnipsel zu studieren und sich dazu Geschichten auszudenken. Oder auch einfach mal in die Hocke zu gehen, um die Perspektive zu wechseln. „So könnten spannende Geschichten entstehen“, meint er.

Wie hier in Esslingen starten in diesem Schuljahr erstmals in Baden-Württemberg, Mecklenburg-Vorpommern und Niedersachsen ein- bis zweijährige Schreibwerkstätten, geleitet von Lehrer-Autoren-Tandems. Die Duos haben zuvor mit Unterstützung der Literaturhäuser in Stuttgart und Rostock sowie dem Literarischen Zentrum Göttingen eigene Projektskizzen entwickelt, um die Schüler an das literarische Schreiben heranzuführen. Sie wollen Hörspiele produzieren, Comics entwerfen, multiperspektivische Klassenromane schreiben oder auch existierende Bücher fortführen. Letzteres haben sich Elsäßer und Höss vorgenommen: Mit der 7a wollen die beiden im Verlauf des Schuljahrs Elsäßers Buch „Ab ins Paradies“ lesen, eine Geschichte über die Reise eines Jungen, der seinen Opa verloren hat und eine neue Freundin findet. Anhand des Romans werden sie über Rollen und Dialoge reden und die Geschichte dann in Chats, Szenen und Rollenspielen weiterentwickeln und musikalisch untermalen. „Schreiben ist auf gar keinen Fall nur etwas für Überflieger und Supertypen“, sagt Elsäßer, „Schreiben bedeutet Freiheit – und das sollte etwas für alle sein.“

Ähnlich sieht es der Schriftsteller und Adelbert-von-Chamisso-Preisträger José Oliver, der dem unter Federführung der Robert Bosch Stiftung entwickelten Programm *Weltenschreiber* beratend zur Seite steht. Er hat selbst viele Schreibwerkstätten geleitet und ist überzeugt, dass jeder Mensch Poesie in sich trägt, für die man lediglich die Schreibräume schaffen muss, um sie auszuatmen. „Schreiben bedeutet, sich selbst zu sein, in Worte fassen, was ich fühle

„Aber Achtung: Schreiben kann euer Leben komplett über den Haufen werfen.“

und denke“, so Oliver. Mit dem Projekt sollen Schüler lernen, sich mitzuteilen, Dinge zu benennen. „Wer lernt, etwas zu sagen und zu schreiben, tritt mit sich und anderen in einen Dialog“, betont Oliver, das sei unerlässlich für die Teilhabe an einer Gemeinschaft. „Spracharbeit ist Sozialarbeit.“

Noch weiß keiner genau, was im Laufe der Schreibwerkstatt passieren wird, welche Talente vielleicht entdeckt werden. Doch das Programm *Weltenschreiber* reicht über den Schulrahmen hinaus und ist langfristig angelegt: Neben einer Lehrerfortbildung „Literarisches Schreiben“, die ein wesentlicher Bestandteil des Programms ist, werden ab 2019 Schreibstipendien an junge Nachwuchsautorinnen und -autoren vergeben, die anschließend mit besonders schreibinteressierten Kindern und Jugendlichen zusammenarbeiten sollen. Die entstandenen Werke sollen auch der Öffentlichkeit gezeigt werden, um einem größeren Publikum Einblicke in die Lebenswelten junger Menschen zu gewähren. Dazu ist ab 2020 ein regelmäßiges *Weltenschreiber*-Festival geplant, auf dem unter anderem die Arbeiten der Schreibwerkstätten vorgestellt werden.

Höss und Elsäßer möchten am Ende des Schuljahres auch etwas feiern: dass sie Spaß am Schreiben wecken konnten, dass die Lerngruppe ein ganzes Jahr lang mit Freude und Spannung bei dem Projekt geblieben ist und gemeinsam etwas Literarisches produziert hat. An Spaß und Spannung mangelt es bei der ersten *Weltenschreiber*-Einheit in Esslingen nicht, auch nicht zum Unterrichtsende: Die Lerngruppe zeigt ihre musikalische Seite und schmettert Mark Forsters Hit „Chöre“. Tobias Elsäßer antwortet mit einem eigenen Song „Verrückt ist normal und normal ist verrückt“. „Total cool“, findet das Mara, streicht ihre rotblonden Haare hinter das Ohr und schreibt sich gleich ein paar Zeilen des Songs in ihr Glücksbuch, das sie erst beim letzten Gong des Tages für die Lerngruppe 7a zuklappt.



Tobias Elsäßer und Kathrin Höss bilden ein *Weltenschreiber*-Team. Der Autor und Sänger und die Deutschlehrerin waren sich gleich sympathisch und hatten schnell eine Grundidee für die Schreibwerkstatt.

www.bosch-stiftung.de/weltenschreiber
Auf unserer Website finden Sie weitere Informationen und Kontaktmöglichkeiten.

Frau Albright,

welche Rolle spielt Bildung für eine gerechtere Welt?

Die beste Methode, um Armut und Ungleichheit zu verringern, besteht darin, allen Kindern Zugang zu hochwertiger Bildung zu verschaffen. Bildung sollte keine Frage der wirtschaftlichen oder sozialen Situation von Familien sein. Den Berechnungen des Statistikinstituts der UNESCO zufolge könnten mehr als 420 Millionen Menschen aus der Armut geführt und die Anzahl armer Menschen global um mehr als die Hälfte reduziert werden, wenn alle Erwachsenen einen weiterführenden Schulabschluss hätten. Gerechtigkeit ist ein Thema, das zwischenstaatlich und innerhalb von Staaten angegangen werden muss. Die Globale Bildungspartnerschaft hilft den ärmsten Ländern mit den größten Bildungsproblemen, und in diesen Ländern konzentriert sie sich auf die verwundbarsten Bevölkerungsanteile.

Das enorme Bevölkerungswachstum führt zu immensen Herausforderungen für die Bildungssysteme. Um eine Krise in den kommenden Jahren abzuwenden, sind angesichts des Bevölkerungswachstums insbesondere in armen Ländern umgehende Maßnahmen erforderlich. Investitionen in hochwertige Bildung, also in das Human-

kapital eines Landes, sind mit vielfältigen Vorteilen für die einzelnen Menschen, für das lokale Gemeinwesen und ganze Staaten verbunden. Der größte Bedarf besteht in den ersten Schuljahren, in denen die Grundlage für künftige Bildungschancen gelegt wird. Um am Erwerbsleben teilzunehmen, brauchen junge Menschen zunächst eine grundlegende Bildung. Voraussetzung für Wirtschaftswachstum sind qualifizierte Arbeitskräfte – dies gilt nicht nur für Deutschland.

Wir brauchen deshalb auf den höchsten politischen Ebenen Engagement und klare Verantwortung für die Forderung, dass erstens mehr nationale Mittel in Bildung investiert und zweitens diese Mittel wirksamer eingesetzt werden müssen. Dazu gehören im Bildungssektor die Entwicklung und Umsetzung von Plänen für hochwertige Bildung sowie eine gute Datengrundlage, damit die Mittel dorthin gelangen, wo der größte Bedarf besteht. Stiftungen sind ein wichtiger Teil unseres Partnernetzwerks. Wir wollen, dass Stiftungen transformative Partner werden, die gemeinsam mit uns an der Umsetzung des UN-Nachhaltigkeitsziels für Bildung arbeiten.

Es gibt bereits Maßnahmen, die sich als besonders wirksam erwiesen haben. Investitionen in Bildung für Mädchen zahlen sich besonders aus: Mädchen mit Bildung heiraten oftmals später, haben weniger Kinder, lassen als Mütter ihre Kinder impfen und nutzen beispielsweise Moskitonetze als Malariaphylaxe. Und natürlich entstehen enorme wirtschaftliche Vorteile durch die Teilnahme von Frauen am Arbeitsmarkt. Durch ein zusätzliches Schuljahr können die Einnahmen von Frauen um bis zu 20 Prozent steigen – und dieses Geld steht in erster Linie Kindern und Familien zur Verfügung. Als weiteres

„Investitionen in die Bildung von Mädchen zahlen sich besonders aus.“



Alice Albright

ist Geschäftsführerin der Globalen Bildungspartnerschaft, ein Zusammenschluss von Geber- und Entwicklungsländern sowie internationalen staatlichen und nicht staatlichen Organisationen, Stiftungen und der Privatwirtschaft mit dem Ziel, Kindern in den ärmsten Ländern der Welt hochwertige Bildung zu ermöglichen. Sie ist die Tochter der ehemaligen US-Außenministerin Madeleine Albright.

Beispiel kann ich ein Land nennen, das bereits wichtige Maßnahmen umsetzen konnte. Die Republik Elfenbeinküste hat mehrere Maßnahmen ergriffen, um mehr Kinder zu beschulen, darunter die Einführung der Schulpflicht für Jungen und Mädchen. Außerdem erhöhte die Regierung ihre Bildungsausgaben auf 27 Prozent des Staatshaushalts. Ein wichtiger Schwerpunkt lag zudem auf Fortbildung von Lehrkräften und den Schulen in unterversorgten Gebieten.

Vor Kurzem habe ich bei einem Besuch in Malawi junge Prostituierte getroffen, viele von ihnen HIV-positiv. Viele Mädchen in Malawi sind gezwungen, aufgrund von schwierigen Lebensbedingungen wie dem Verlust eines Elternteils die Grundschule abzubrechen und Geld zu verdienen. Vielfach gehen sie in die Prostitution und sind dann dem Risiko ausgesetzt, sich mit HIV zu infizieren, oder heiraten als Minderjährige. Durch diese Begegnungen wurde ich direkt mit der Realität konfrontiert, dass Bildung für zu viele Kinder eine Frage von Leben und Tod ist. Wir arbeiten mit großem Einsatz mit der Regierung Malawis zusammen, um Mädchen – sowie vielen benachteiligten Jungen – Zugang zu hochwertiger Bildung zu verschaffen.



INTERVIEW
Jannik Rust
Eva Wolfangel

FOTOS
Studio I like Birds

Die Maschine diskriminiert

Ein Gespräch mit der Sozialforscherin Kate Crawford über die Schattenseiten von Algorithmen und lernenden Maschinen.

Frau Crawford, in der gesellschaftlichen Debatte zur künstlichen Intelligenz (KI) geht es einerseits um großartige Möglichkeiten für uns alle, aber auch um Besorgniserregendes wie den Verlust von Privatsphäre.

Wie nehmen Sie diese Debatte wahr?

Meiner Ansicht nach handelt es sich um viele Debatten zu unterschiedlichen Aspekten. Diese neuen Technologien beeinflussen viele Bereiche unseres Alltags. Sie wirken sich auf unsere Arbeitswelt aus, auf unsere Gesundheits- und Bildungssysteme und sogar auf das Strafrecht. Im Hinblick auf Arbeit sei zum Beispiel Überwachung am Arbeitsplatz, sogenanntes Nudging, erwähnt, mit dem die Motivation oder Einstellung von Mitarbeitern beeinflusst werden soll. All diese Phänomene haben Auswirkungen, die zunächst nicht bemerkt werden.

Inwieweit verstärkt KI-Technologie asymmetrische Machtgefüge?

In unserem Arbeitsalltag werden zunehmend Technologien eingeführt, die die Aktivitäten von Mitarbeitern nachverfolgen. In manchen Fällen überwachen über den Mitarbeiter-Laptops angebrachte Kameras sämtliche Aktivitäten und messen etwa produktive Zeiten und Pausen. Wir müssen also darüber sprechen, wie wir Macht strukturieren und wie wir sicherstellen können, dass

künstliche Intelligenz nicht die Macht der bereits Mächtigen vergrößert.

Wenn Sie sagen, dass der Besitz von Daten und Algorithmen Macht schafft – was bedeutet das für die globale Machtverteilung?

Der geopolitische Aspekt von künstlicher Intelligenz spielt gegenwärtig eine sehr wichtige Rolle. Es verbreitet sich gerade ein Narrativ, demzufolge ein Kampf zwischen zwei Großmächten stattfindet: den USA und China. Diese Kriegsrhetorik ist besorgniserregend. China und die USA haben jeweils ganz andere KI-Kulturen und

die KI-Kultur in Europa unterscheidet sich noch einmal sehr von diesen beiden.

Was könnte die Rolle Deutschlands und Europas sein?

Hier in Deutschland besteht die großartige Möglichkeit, dass aus der Debatte eine Technologie hervorgeht, die berechenbar, fair und transparent ist und bei der auch die Verantwortlichkeiten eindeutig sind: Es sollte klar sein, wann man von einem KI-System beurteilt wird und wie solche Entscheidungen zustande kommen. Wir in den USA führen diese Debatte

Wie lernen Maschinen?

Wenn Computersysteme selbstständig lernen, spricht man im Allgemeinen von künstlicher Intelligenz. Doch die Begriffe verwirren: Maschinen lernen weniger selbstständig, als das klingt – und es hat noch wenig damit zu tun, wie Menschen lernen. Maschinen lernen aus Trainingsdaten und entsprechendem Feedback. In der Bilderkennung beispielsweise lernen sie, indem ihnen Menschen viele Bilder vorlegen mit einer Anmerkung, was darauf zu sehen ist – beispielsweise Katzen. Die Programme lernen so selbstständig Kriterien, anhand derer sie Katzen erkennen.

Bei einer anderen Art des maschinellen Lernens, dem unüberwachten Lernen, sucht die Maschine selbstständig nach

Mustern in großen Datenmengen und bildet Gruppen ähnlicher Daten. So funktioniert beispielsweise Amazons Empfehlungssystem nach dem Motto: Wer sich für X interessiert, hat meist auch Interesse an Y.

Im Falle der Google-Software von DeepMind, die gegen den weltbesten Go-Spieler gewonnen hat, hat sich das System die Trainingsdaten quasi selbst generiert: Es wurde lediglich mit den Spielregeln gefüttert. Dann begann das System, gegen sich selbst zu spielen – und lernte so mit jedem Sieg, welche Strategien erfolgreich sind. Dabei entdeckte es sogar Strategien, auf die Menschen bis dato nicht gekommen waren. Das heißt aber nicht, dass KI kurz davor ist, die menschliche Intelligenz zu schlagen: Es gibt viele Dinge, die Maschinen unglaublich schwerfallen, obwohl sie für Menschen einfach sind.

noch nicht in diesem Umfang, und das wird für die bürgerliche Gesellschaft problematisch werden. Meiner Meinung nach liegt es derzeit an Europa, sich zu entscheiden, ob und unter welchen Bedingungen es ein Player im Bereich der künstlichen Intelligenz wird.

Eine gegenwärtig wichtige Debatte bezieht sich auf die sogenannten Bias oder algorithmische Voreingenommenheit, die etwa zu rassistischen Beurteilungen führen kann. Wo entstand diese Debatte?

Für diskriminierende Entscheidungen durch Algorithmen existieren zahlreiche Beispiele: Eine Google-Werbung zeigte Frauen in den USA keine hochbezahlten Stellen an, US-amerikanische Software bewertete das Rückfallrisiko bei schwarzen Gefängnisinsassen höher als bei weißen. Patienten erhielten plötzlich keine Behandlung mehr, da algorithmische Systeme ohne menschliche Überprüfung entschieden hatten, dass eine Fortsetzung der Behandlung unnötig sei. Solche Fälle werfen bereits seit einigen Jahren Fragen auf, bereits bei einfachen KI-Systemen. Und bei den sehr fortschrittlichen KI-Systemen gibt es Probleme mit der Rückverfolgbarkeit von Entscheidungen.

Reagieren Unternehmen und Wissenschaft angemessen?

Ich stelle mit Sorge fest, dass sich die Vorstellung verbreitet, es könne eine schnelle Lösung gefunden werden – etwa durch eine mathematische Fairnessformel, die sich einfach in die technologischen Systeme einbauen ließe. Das wird nicht gelingen. Unsere KI-Systeme werden mit Daten aus der Vergangenheit trainiert, einer Vergangenheit, die von Vorurteilen und Diskriminierung geprägt ist. Diese Debatte darf nicht nur in Computerwissenschaftslaboren geführt werden. Wir brauchen einen stärker interdisziplinären Ansatz, wir müssen Politiker, Soziologen, Politikwissenschaftler, Philosophen und Historiker einbinden. Die Frage, die sich gegenwärtig stellt, lautet:

Wie möchten wir leben und wie sollten unsere technologischen Systeme unsere Vorstellungen unterstützen? Dies ist die größte Herausforderung der kommenden Jahre.

Wird es jemals eine Welt ohne diese Vorurteile, ohne Diskriminierung geben?

In der Vergangenheit wurden gesellschaftliche Veränderungen dadurch bewirkt, dass Menschen sich gegen Systeme erhoben, die in ihren Augen ungerecht waren. Um Änderungen zu fordern, muss ein System jedoch zunächst einmal sichtbar sein. Bei den komplexen KI-Systemen sind wir uns häufig nicht einmal bewusst, mit welchen Systemen wir es zu tun haben, und selbst wenn, sind deren Entscheidungen oft schwer nachvollziehbar. Für Betroffene ist es so extrem schwierig, sich zu verteidigen. Deshalb müssen wir darauf bestehen, dass diese Systeme rechenschaftspflichtig und transparent sind. Wir wissen aber auch, dass es keine schnelle technologische Lösung gibt. Wir müssen akzeptieren, dass diese Systeme immer Formen der Diskriminierung erzeugen, und müssen entscheiden, auf welchen Gebieten das akzeptabel ist.

„KI wird mit Daten aus der Vergangenheit trainiert, die von Vorurteilen und Diskriminierung geprägt ist.“

Können wir bereits vor dem Einsatz von KI-Systemen feststellen, ob diese diskriminierend wirken?

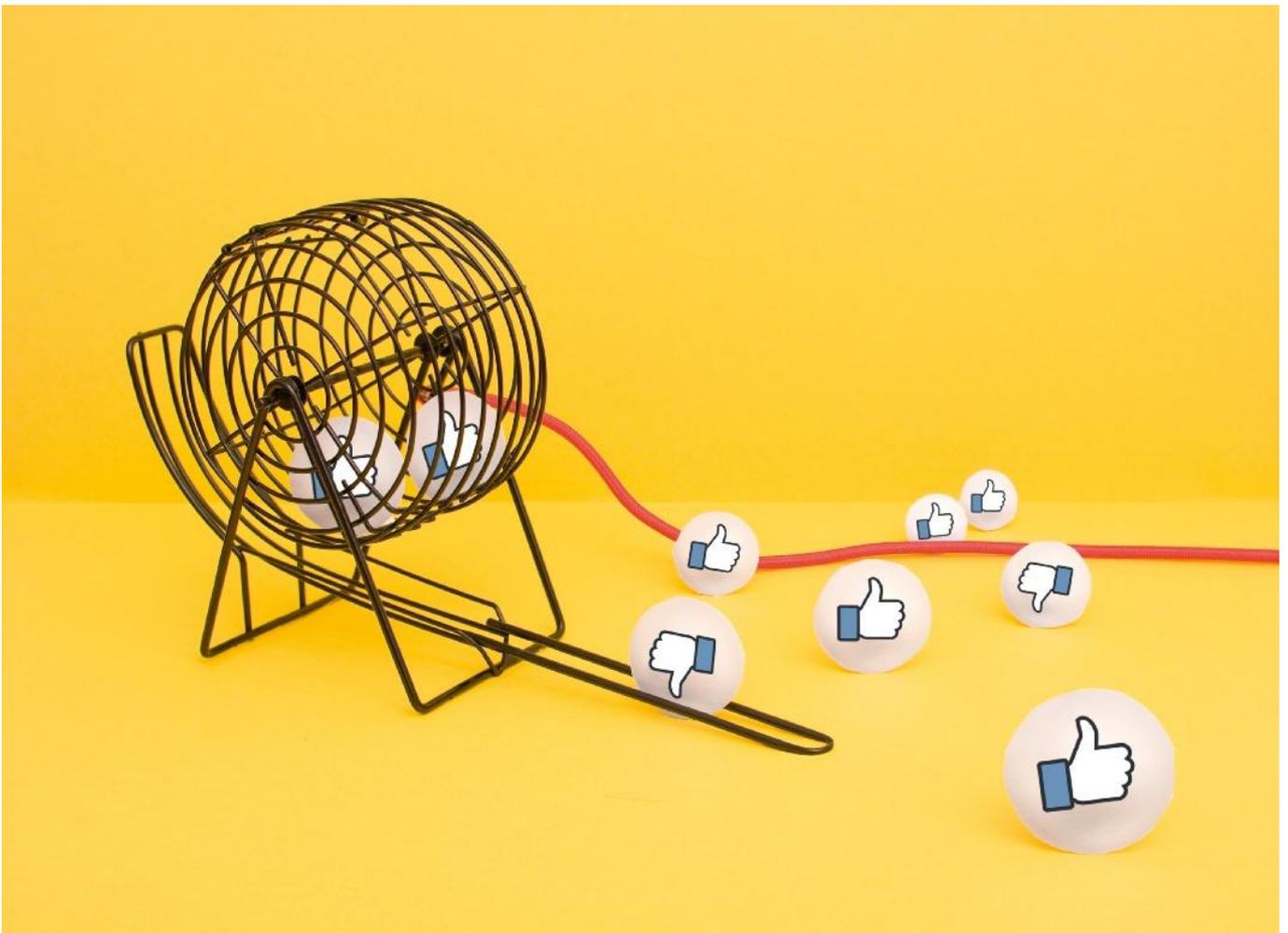
Im AI Now Institute, der ersten universitären Forschungseinrichtung, die die gesellschaftlichen Auswirkungen von künstlicher Intelligenz untersucht, erforschen wir, wie ein System so getestet werden kann, dass man von Anfang an und im Laufe seines Einsatzes versteht, inwieweit es bestimmte Gruppen diskriminiert. Wir haben außerdem ein Rahmenwerk für die Folgeneinschätzung von Algorithmen entwickelt. Dieses hilft Behörden und Bürgern, künstliche Intelligenz und algorithmische Systeme, die Entscheidungen treffen, zu überwachen und zu verstehen – sowie zu entscheiden, ob ein System eingesetzt werden sollte oder nicht.

Wie bringen wir Maschinen bei, nicht zu diskriminieren?

Maschinen lernen stets auf der Basis von Daten aus der Vergangenheit und können damit bestehende ungleiche Verhältnisse zementieren. Wenn ein System beispielsweise aus dem Internet lernt, welche Berufe Männer und welche Berufe Frauen ausüben, könnte es zu dem Schluss kommen, dass Frauen künftig keine Stellenanzeigen für Ärzte oder Informatiker präsentiert bekommen und Männer keine mehr für Krankenpfleger.

Forscher kämpfen derzeit damit, KI solche Schwächen auszutreiben. Da KI allerdings so perfekt darin ist, Muster in Daten zu erkennen, genügt es nicht, jene

Faktoren wie das Geschlecht oder die Hautfarbe einfach aus den Daten zu löschen: Die KI errechnet sie sich einfach aus anderen Zusammenhängen, vom Namen über den Wohnort, das soziale Umfeld und vieles mehr. Dazu kommt eine weitere Schwäche des maschinellen Lernens, allen voran des Deep Learnings auf Basis tiefer neuronaler Netze: Die Systeme können nicht erklären, wie sie zu einer Entscheidung gekommen sind. Bei komplexen Entscheidungen führt das dazu, dass Menschen ihr „einfach trauen“ müssen. Doch angesichts der Pannen, die in der Vergangenheit geschehen sind, ist das kein gutes Konzept. In der Forschung gibt es erste vielversprechende Ansätze einer „erklärbaren“ KI, die zumindest teilweise preisgibt, auf welche Faktoren sie sich bei einer Entscheidung stützt, sodass Menschen sie auf Plausibilität überprüfen können und auch darauf, ob die Entscheidung auf der Basis unseres Wertesystems getroffen worden ist.



Kate Crawford

forscht seit zehn Jahren zu den sozialen Auswirkungen von maschinellem Lernen und künstlicher Intelligenz. Crawford ist Distinguished Research Professorin an der New York University, leitende Wissenschaftlerin bei Microsoft Research New York City sowie Gastprofessorin beim MIT Media Lab. Im Sommer 2019 wird Kate Crawford als Fellow an die *Robert Bosch Academy* in Berlin kommen. Dort hatte sie bereits 2018 einen Forschungsaufenthalt und die Gelegenheit, sich mit Experten und Entscheidungsträgern in Europa auszutauschen.

Was wir auch brauchen, ist eine echte Verantwortungsübernahme seitens der Tech-Unternehmen, die zum Beispiel KI-Systeme schon vor dem Einsatz testen und bewerten könnten. Und wir brauchen Regelwerke für die invasivsten und fehleranfälligen Systeme, zum Beispiel solche, die zur Gesichtserkennung eingesetzt werden. Das könnte auch bedeuten, dass künstliche Intelligenz in einigen Bereichen wie im Strafrecht überhaupt nicht eingesetzt werden sollte, bis sie erwiesenermaßen besser funktioniert.

Kann künstliche Intelligenz auch ganz gegensätzliche Wirkungen erzielen und Ungerechtigkeit reduzieren oder zumindest die Aufmerksamkeit auf sie lenken?

Für mich ist eine sehr spannende Frage, ob künstliche Intelligenz für die Erkennung von Diskriminierung im Alltag verwendet werden kann. Wir brauchen ein neues soziotechnologisches Forschungsfeld, das sich mit diesen gesellschaftlichen Folgen beschäftigt. Diese Debatte führt uns zurück zur Frage: Was für eine Gesellschaft möchten wir? Und das ist eine komplexe Fragestellung.

Nehmen wir die Bildersuche: Wenn bei der Suche nach einem Arzt nicht nur Männer und bei der Suche nach Pflege nicht nur Frauen in der Ergebnisliste angezeigt werden sollen, dann müssen wir entscheiden, wie viele Männer und Frauen jeweils angezeigt werden sollen. Wie repräsentieren wir die Welt auf eine faire Weise? Es handelt sich hier um politische Fragen mit immensen Auswirkungen, die gegenwärtig hinter verschlossenen Türen in den Tech-Unternehmen diskutiert werden. Die Debatte sollte jedoch auf die Öffentlichkeit ausgeweitet werden.

Was hält künstliche Intelligenz für die Zukunft bereit, sagen wir in zehn Jahren?

(Lacht) Ich treffe auf diesem Gebiet keine Vorhersagen. Dafür ändert es sich zu schnell und zu umfangreich. Aber vor allem bin ich davon überzeugt, dass wir zu wenig Zeit investieren, um aus der Geschichte zu lernen. Das ist viel wichtiger, als zu fragen, was künstliche Intelligenz in den kommenden Jahren bringen mag. Der Weg, um mit diesen Technologien eine bessere Zukunft zu gestalten, besteht darin, aus der Vergangenheit zu lernen.

Nachrichten aus unserer Stiftung

Über Altersforschung, Integration,
Bücherliebe und Dialog.



Richteraustausch zwischen China und Deutschland

Unter den Gastgebern waren Gerichte von Ravensburg bis Stuttgart, auf der Agenda standen Themen wie „Gütliche Streitbeilegung im Zivilprozess“ oder „Insolvenzsystem und -verfahren für Unternehmen“: Zehn Richter des Obersten Volksgerichts der VR China und aus den chinesischen Provinzen Jiangsu und Henan haben im September ihre Berufskollegen in Baden-Württemberg besucht, ihrem Partner-Bundesland in Deutschland. 2019 folgt dann der Gegenbesuch der deutschen Delegation. Die Reisen finden im Rahmen des Projekts *Richteraustausch China-Deutschland* statt, den die Robert Bosch Stiftung und die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) 2011 initiiert haben. Das Projekt knüpft an den zwischen Deutschland und China vereinbarten Rechtsstaatsdialog an. Er findet auf höchster politischer Ebene statt, Richter sind daran aber nur am Rande beteiligt – diese Lücke will der Austausch für Richter beider Länder schließen.



Grenzgänger auf der Frankfurter Buchmesse

Georgien stand im Mittelpunkt der diesjährigen Frankfurter Buchmesse – damit rückten auch Autoren aus dem *Grenzgänger*-Programm, einer Recherechförderung der Robert Bosch Stiftung und des Literarischen Colloquiums in Berlin, ins Rampenlicht. Zum Beispiel Nino Haratischwili, geboren in Tiflis, heute Hamburgerin. Mit ihrem neuen Werk „Die Katze und der General“ schaffte sie es auf die Shortlist des Deutschen Buchpreises. Nino Haratischwilis Roman zeichnet die Geschichte eines Generals, der von seinen Gräueltaten während des Ersten Tschetschenienkriegs eingeholt wird. Nach Georgien führt auch das Buch von Grenzgängerin Angela Steidele. In „Zeitreisen. Vier Frauen, zwei Jahrhunderte, ein Weg“ folgen Steidele und ihre Partnerin den Spuren eines ungewöhnlichen Liebespaares – zwei Britinnen auf ihrer wagemutigen Reise durch den Kaukasus des 19. Jahrhunderts. Vom östlichen Europa der Gegenwart berichteten auf der Buchmesse auch die Grenzgänger Simon Brunel und Nicolas Pannetier. Sie haben mit einer *Grenzgänger*-Förderung für ihren Dokumentarfilm „Die Rückkehr der Grenzen“ recherchiert. Damit Bücher georgischer Autoren pünktlich zur Buchmesse 2018 auf Deutsch zu lesen sind, hatte die Robert Bosch Stiftung bereits 2016 eine deutsch-georgische Übersetzerwerkstatt gefördert.



Algorithmen für das Alter

„Wir wissen nicht, ob Rollatoren die Mobilität verbessern oder eher verschlechtern, weil sie selbst für Stürze sorgen“, sagt der Geriatrie-Professor Cornelius Bollheimer von der Uniklinik RWTH Aachen. Und nennt damit nur ein Beispiel, warum die Altersmedizin mehr Forschung braucht. Bislang gebe es kaum aussagekräftige Daten, viele Tests für Beweglichkeit und Körpergleichgewicht älterer Menschen seien wenig standardisiert. Oft hänge die Beurteilung deshalb zu sehr von der Wahrnehmung des Arztes ab, so Bollheimer. Wichtige Erkenntnisse für die Geriatrie will er in einem neuen Bewegungslabor am Aachener Franziskushospital gewinnen, mit einem Team aus Medizinerinnen, Physiotherapeuten, Technikern und Ingenieuren. Das Labor ist Bestandteil seiner interdisziplinären Forschung, die von der Robert Bosch Stiftung gefördert wird – neben Bollheimers Lehrstuhl unterstützt die Stiftung auch die Einrichtung von Geriatrie-Lehrstühlen in Heidelberg und Göttingen.

Ländliche Räume als Zuhause für Zuwanderer

Bindung an einen Ort entsteht, wenn Menschen am Geschehen einer Gemeinde beteiligt sind. Dieser Gedanke steht hinter dem Programm *Land.Zuhause.Zukunft* der Robert Bosch Stiftung. Es fördert innovative Ansätze für die Integration und Teilhabe von Neuzuwanderern in ländlichen Räumen und unterstützt dazu sechs ausgewählte Landkreise. Während der Pilotphase bis Mitte 2019 erarbeiten sie unterschiedlichste Konzepte: So entwickelt der Landkreis Prignitz ein Modell, um Neuzugewanderte über kommunale Vereine zu informieren und zum Engagement zu ermutigen. Ein anderes Beispiel ist Ludwigslust-Parchim, der flächenmäßig zweitgrößte deutsche Landkreis. Dort wird ein neues Integrations- und Teilhabekonzept bewusst dezentral angelegt, es setzt also auf die einzelnen Städte und Gemeinden. Weitere geförderte Landkreise sind Coburg, Goslar, Harz und der Vogtlandkreis. Auch Wissensaustausch bei regelmäßigen Vernetzungstreffen sind Teil von *Land.Zuhause.Zukunft*.

Bibliotheken als neue Hotspots

Bibliotheken ziehen nur noch älteres Publikum an, und in ihren langen Regalreihen verstauben dicke Schmöcker: Wer dieses Bild im Kopf hat, dem beweist eine neue Studie im Auftrag des Expertengremiums *Rat für kulturelle Bildung* das Gegenteil. Unter dem Titel „Bibliotheken/Digitalisierung/Kulturelle Bildung. Horizont 2018“ zeigen die Autoren, dass die 7.400 Bibliotheken in Deutschland den digitalen Wandel überwiegend kreativ nutzen und zu Orten der Experimentierfreude mit neuen Formaten geworden sind. Zum Bestand von 90 Millionen physischen Medien sind mittlerweile 72 Millionen virtuelle Medien hinzugekommen. Bibliotheken veranstalten Tablet-Rallies, Gaming-Events, Workshops mit VR-Brillen oder 3-D-Druckern. Auch ihre Räume wandeln sich, es gibt Leselounges, Makerspaces oder Lernorte mit PCs. Durch digitale Angebote könne das junge Publikum besser angesprochen werden, sagten 75 Prozent der 1900 angefragten Leiter öffentlicher Bibliotheken. „Die Studie dokumentiert, dass Bibliotheken mit ihren attraktiven analogen und digitalen Angeboten kultureller Bildung ein Vorbild für einen sinnvollen Umgang mit der Digitalisierung sind“, sagt Professor Dr. Eckart Liebau, Vorsitzender des *Rates für kulturelle Bildung*. Eine deutliche Mehrheit der Bibliotheken sieht laut Studie besonders großes Potenzial bei Schulkooperationen und in der Zusammenarbeit mit Kitas. „Gerade in Sachen Leseförderung ist das Zusammenspiel von digitalen Medien und Buch in Bibliotheken über lange Jahre erprobt. Schulen und Kitas könnten noch viel stärker von diesen Erfahrungen profitieren“, kommentiert Dr. Florian Hölle, Mitglied des *Rates für kulturelle Bildung* und Leiter des Literarischen Colloquiums in Berlin. Das Expertengremium fordert von der Politik mehr ideelle und finanzielle Unterstützung für Bibliotheken, besonders auch im ländlichen Raum, sowie einen länderübergreifenden Bibliotheksentwicklungsplan. Der *Rat für kulturelle Bildung* ist eine Initiative der Bertelsmann Stiftung, Deutsche Bank Stiftung, Karl Schlecht Stiftung, PwC-Stiftung, Robert Bosch Stiftung, Stiftung Mercator und der Stiftung Nantesbuch. Die Studie zum digitalen Wandel in Bibliotheken entstand in Kooperation mit dem Deutschen Bibliotheksverband.



Im Haus der sieben Palmen

Bildungssoziologin Jutta Allmendinger ist Fellow im Thomas Mann House in Los Angeles, das zu einem neuen Ort des Austauschs wird.

A

Als Erstes fielen ihr die Planen am Strand auf, unter denen frühmorgens Menschen hervorkamen: obdachlose Männer und Frauen. Sie wuschen sich und zogen ordentliche Kleidung an. Jutta Allmendinger, die im Juni mit einer Delegation des Bundespräsidenten zur Eröffnung des Thomas Mann House in Kalifornien war, nahm sich ein Herz: „Was habt ihr heute vor?“ Die Antwort: „We are preparing for work.“ – Sie machten sich für die Arbeit fertig.

Die Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung sitzt am Telefon in Los Angeles, während sie erzählt: „Es passt nicht zu unserem Bild von Wohnungslosen. Sie werden als faul und drogenabhängig abgetan, als seien sie selbst schuld an ihrer Situation. Obdachlose, die arbeiten, haben wir nicht im Blick.“ Diese Lücke sollte das Thema während der vier Monate als Fellow am Thomas Mann House werden. Das dortige Residenzprogramm, das gemeinsam vom Auswärtigen Amt, der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien sowie der Berthold Leibinger Stiftung, der Alfred Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung

Konzentriert: Jutta Allmendinger am Schreibtisch in Los Angeles.



und der Robert Bosch Stiftung gefördert wird, gibt Denkern und Künstlern die Gelegenheit zum internationalen Austausch.

Allmendinger, 62, ist Professorin für Bildungssoziologie und Arbeitsmarktforschung. Ihre Arbeit hat maßgeblich dazu beigetragen, dass Armut als gesellschaftliches Problem in Deutschland wahrgenommen wurde. Sie prägte den Begriff

der Bildungsarmut, der in die wissenschaftliche Debatte eingegangen ist.

Allmendinger gehörte zu den Ersten, die in das Haus einzogen. Thomas Mann hatte es 1942 während seines kalifornischen Exils bauen lassen. Es wurde zu einem Ort des Austauschs unter Wissenschaftlern, Künstlern und Intellektuellen. Das Auswärtige Amt erwarb es mit dem Ziel, den transatlantischen Debattenort

wiederzubeleben. Für Mann war es einst ein „Triumphort des Geistes über die Barbarei“. Für Allmendinger ist es ein Geschenk. Sie blickt von ihrem Schreibtisch auf große Palmen. Mann hatte den Ort deshalb auch „Das Haus der sieben Palmen“ genannt. Sein Geist ist präsent: Das Arbeitszimmer mit der holzgetäfelten Bibliothek liegt wie früher im unteren Geschoss. Gemeinsam nutzen die Fellows, neben Allmendinger der Schauspieler Burghart Klaußner, der Literaturwissenschaftler Heinrich Detering und der Ingenieur Yiannos Manoli, die restlichen 400 Quadratmeter. Mehrere Abendessen und Vorträge hat Allmendinger in den ersten Wochen gegeben, für Mitglieder der nahen Universitäten, Vertreter von NGOs wie Volunteers of America, aber auch Nachbarn, die die Soziologin wie eine alte Bekannte über den Zaun grüßen – keine Selbstverständlichkeit, anfangs fehlte das Vertrauen. Die jüdischen Familien in Pacific Palisades blickten skeptisch auf das deutsche Projekt. Oben im Canyon errichteten amerikanische Nazi-Sympathisanten gegen Ende des Zweiten Weltkriegs ein Anwesen. Auch die Nachrichten zu rechten Aufmärschen wie in Chemnitz erzeugen Angst. Kommunikation ist so zu einem zweiten großen Thema des Aufenthaltes geworden. Ob mit dem Akademiker von der UCLA oder dem Handwerker, der Renovierungen am Haus vornimmt. In einem Land, das von einer wesentlich größeren sozialen Ungleichheit als die deutsche Gesellschaft geprägt ist, sprechen die Menschen öfter über die Schichten hinweg. Als Allmendinger ihren Gästen von der Begegnung mit den Menschen am Strand erzählt, wird deutlich: Selbst für amerikanische Gutverdiener liegt das Thema Obdachlosigkeit viel näher als in Deutschland – „it’s only a paycheck away.“ Sie sagen: Ich brauche nur gefeuert zu werden, dann kann ich die Miete nicht mehr zahlen, stehe auf der Straße. Die Sozialwissenschaftlerin will mit einem Buch, das sie gerade zu diesem Thema schreibt, erneut einen Begriff etablieren: den der Wohnungsarmut.

Gelassen: Spaziergang mit der Nachbarin.



10 Fragen von Claudia Hach:



Claudia Hach arbeitet als Lehrerin an der Meusebach-Grundschule Geltow in Schwielowsee.

Initiatorin

Claudia Hach, 50, unterrichtet die Fächer Englisch und Mathematik. Sie ist Co-Rektorin der Meusebach-Grundschule Geltow, die beim *Deutschen Schulpreis* 2015 unter die besten 15 Schulen gewählt wurde. Als Leiterin einer Steuergruppe an der Meusebach-Grundschule konnte sie neue, innovative Ideen entwickeln und etablieren. Sie betreut zudem eine syrische Kollegin, die im Rahmen des Refugee Teachers Program der Universität Potsdam in den Schuldienst integriert wird.

Wie erhalten Sie Ihre Arbeitskraft?

Wie wichtig ist Empathie?

Welche Erwartungen haben Sie an die Digitalisierung?

Was ist Ihr Lieblingsort an einer Schule?

Wie erfolgreich ist individuelles Lernen?

Fühlen Sie sich im Stich gelassen?

Haben Sie schon einmal eine Vorschrift umgangen, um Dinge zu beschleunigen?

Was war das Inspirierendste, was Sie bei Kindern gesehen haben?

Wie bedeutsam ist die Entwicklung von Resilienz?

Wie schaffen Sie Glücksmomente?

